BASTEI

STERNEN FAUST

Am Scheideweg

Band 152 • Deutschland 1,75 €
Österreich 1,95 € • Schweiz 3,50 CHF
Belgien 2,10 € / Luxemburg 2,10 € / Niederlande 2,10 € / Frankreich 2,10 €
Italien 2,10 € / Spanien 2,40 € / Griechenland 2,40 € / Portugal cont. 2,40 €





Am Scheideweg

von Simon Borner

November 2271: Das Volk der Alendei steht vor dem Untergang. Das kollektive Empfinden dieser Wesen, die sich nur telepathisch miteinander verständigen, leidet unter dem Verlust ihrer Heimat. Unterdessen versucht STERNENFAUST-Kommandant Admiral Taglieri, Jasper Mitchell, dem ehemaligen Vorsitzenden des Hohen Rates der Solaren Welten, dabei zu helfen, gegen seinen potenziellen Nachfolger vorzugehen: den xenophoben Italiener Cifaretto. Dieser möchte die Politik von *Pro Humanity* durchsetzen, bei der die Menschheit die Erforschung des Weltalls aufgibt. Commodore Dana Frost wird währenddessen Taglieris Stellvertreterin auf der STERNENFAUST. Sie ahnt nicht, dass ihr langjähriger Freund Meister William Kontakt zu einer Geheimorganisation hat, die sich »Ritter der GRAFSCHAFT« nennt. Diese »Ritter der GRAFSCHAFT« haben noch Pläne mit Dana Frost.

Turanor schrie. Der Schmerz überstieg seine Kräfte, riss alles aus ihm, was ihn zu ihm machte. Was er war. Fassungslos und verzweifelt sah er sich dem klaffenden Loch in der Gedankengemeinschaft der Alendei gegenüber – jener blutenden, tödlichen Wunde, die Ihrer aller Ende bedeutete. Das Ende der Hoffnung. Es war vorbei.

Dana Frost schrie auf.

Das Bettlaken an die nackte Brust gepresst, schoss sie im Bett ihrer Kabine auf der STERNENFAUST hoch, während die Traumbilder nach und nach von ihr abfielen, und bemühte sich, ihre Atmung und ihren Herzschlag wieder unter Kontrolle zu bringen. Doch es gelang ihr nicht. Da war ein Loch in ihrem Gedächtnis, ein großes, unübersehbares Fragezeichen, wo eigentlich Antworten sein mussten. Und was immer sie tat, sie konnte nichts dagegen unternehmen.

*

Johnny Fontane jr. schrie, als sich das Monstrum aus den Schatten näherte. Er wusste nicht, wo er war, und wie er dorthin gelangt war, aber er ahnte, dass er gleich sterben würde. Dass es sich entscheiden würde. Hier und jetzt. Und dass er verlor.

Kapitel 1 – Alte Jagdgründe

STERNENFAUST, 8. November 2271

Das ist also der neue Captain. Commodore Dana Frost sah zum anderen Ende des Raumes, wo *er* stand. Der »Jungspund«, um Ashs Formulierung aus ihrem letzten Kom-Gespräch zu verwenden. Captain Cody Mulcahy, Commander des Star Corps und amtierender Befehlshaber dieses Schiffes, war ein gut aussehender Bursche. Drahtig, athletisch, muskulös, durchtrainiert. Wacher, ruhiger Blick. Die kurz geschorenen Haare wirkten militärisch, doch im gesamten Gebaren wirkte er sogar, eher weich, feminin. Und er schien immer genau zu wissen, was er tat.

Damit hat er mir einiges voraus.

Dana schüttelte nahezu unmerklich den Kopf, verblüfft und amüsiert über ihre eigene, nahezu mädchenhafte Neugierde auf ihren Amtsnachfolger an Bord der S.C.S.C. STERNENFAUST III. Dann konzentrierte sie sich wieder auf den Rest ihrer Umgebung.

Verflucht, tat das gut, wieder hier zu sein!

Das Schiff hatte sich nicht verändert. Schon beim Anflug im kleinen Beiboot, das sie von der Oberfläche der Genetic-Welt Einstein abgeholt und in den Orbit gebracht hatte, hatte sie es durch die Fenster sehen können – und zu ihrer eigenen Überraschung einen kleinen Kloß im Hals gespürt. Die STERNENFAUST und sie hatten gemeinsame Geschichte, und zumindest bei Dana hatte diese Spuren hinterlassen. Manchmal wünschte sie sich – nein: *glaubte* sie –, dass es umgekehrt genauso war.

»Willkommen zurück, Dana.«

Ashkono Tregarde war der Dritte, der sie nun schon begrüßte. Der leitende Mediziner trat aus der kleinen Reihe der wartenden Führungsoffiziere, strahlte sie kurz an und nickte sichtlich zufrieden. »Auch von mir.«

Dana schmunzelte. »Ich danke Ihnen. Ihnen allen. Das … Glauben Sie mir, das wäre nicht im Geringsten nötig gewesen. Sie haben sicherlich Wichtigeres zu tun, als eine Besucherin zu empfangen.«

»Wenn es sich bei dieser um unsere alte Kommandantin handelt, wage ich zu widersprechen, Ma'am«, scherzte David Alyawarry. Der Aborigine-Australier mit der Christophorer-Ausbildung hatte sich

ebenfalls die Zeit genommen, bei ihrer Ankunft zugegen zu sein – und in letzter Zeit ganz offenkundig ein wenig des Humors seines Kollegen und Kumpels Jake Austen abbekommen.

Zwischen beiden scheint wieder alles in Ordnung zu sein, ging es Dana durch den Kopf. *Zumindest vordergründig.*

Offenbar missdeutete David ihren Blick, denn er fügte nervös hinzu: »Äh, Ihr Einverständnis voraussetzend, Sir«, indem er sich an Captain Mulcahy wandte.

Captain Mulcahy winkte ab. »Keine Sorge, Commander, das haben Sie. Sie alle.« Dann löste er sich aus der Gesellschaft seiner Schiffsgenossen, trat auf Dana zu und streckte ganz unmilitärisch die Hand aus. »Willkommen an Bord, Commodore Frost.«

»Ich danke Ihnen, Captain Mulcahy.« Dana nickte, sah kurz zu Boden. »Und ich freue mich bereits darauf, mit Ihnen allen zusammenzuarbeiten.«

Es war eine ganze Weile her, dass sie dieses Schiff verlassen hatte. *Verlassen musste.* Wegen der tödlichen Erkrankung. Noch immer konnte sie nicht sagen, was geheimnisvoller war: ihre Erkrankung, die ansonsten nur weit aufgebesserte Genetics befiel, ihre Heilung und Verjüngung im »Auge des Universums« – oder die Diagnose der Ärzte, dass ihr Körper nicht mehr alterte.

Und nun war sie wieder hier. Hier, wo alles begonnen hatte.

»Wie Sie wissen, hat mich Admiral Taglieri gebeten, für die Dauer seiner Abwesenheit an seine Stelle zu treten«, fuhr sie fort, nunmehr ganz förmlich und im gewohnten Befehlstonfall, und ließ ihren Blick über Ash, Alyawarry, Chefingenieurin Jenny Black Fox und den Neuen gleiten. »Ich vermute, Sie alle haben bereits entsprechende Berichte vorbereitet, um mich auf den neuesten Stand zu bringen, von daher nur kurz mein bisheriges Wissen über den Zweck unserer Mission. Bitte widersprechen Sie mir, wenn ich irgendwie falsch informiert wurde. Die STERNENFAUST befindet sich auf dem Weg zu den Alendei, um bei der im dortigen Voraandir-System herrschenden Krise zur Hand zu gehen. Die Zwillingsplaneten Helemaii und Helemaiu nähern sich einander an, seit die Wesen, die wir als Orphanen kennen, die Alendei angegriffen hatten, als diese mithilfe eines Tele-Rings den Angriff der J'ebeem-Flotte abwehrten.«{*}

Das war arg vereinfacht ausgedrückt, aber Dana wusste, dass Black Fox und die drei Männer sie verstanden. Vermutlich – wahrscheinlich! – kannten sie die Vorfälle ohnehin weit besser als sie. Der alendeische Tele-Ring – ein künstliches Energiegebilde,

geschaffen mithilfe mehrerer zusammen arbeitender Sichelraumer – war es auch gewesen, womit die optisch so menschenähnlichen Alendei erst kürzlich versucht hatten, die ihnen drohende Katastrophe aufzuhalten. Zwischen den sich unaufhaltsam einander nähernden Planeten Helemaii und Helemaiu hatten sie einen Ring errichtet und gehofft, Helemaiis Beschleunigung entgegenzuwirken. Doch das Unterfangen war von Tragödien gezeichnet gewesen. Nicht nur, dass es nahezu keinerlei nennenswerten Effekt brachte, hatte es auch mehrere Alendei – Piloten der Sichelraumer – das Leben gekostet und etliche Schiffe zerstört.{**} Da Dana von der Geistesgemeinschaft wusste, die ein Merkmal dieser Spezies war, ahnte sie, wie stark der gewaltsame Verlust unschuldigen Lebens die Alendei getroffen haben musste. Jede Emotion eines einzelnen Alendei schwappte wie eine Flutwelle durch das Bewusstsein des gesamten Volkes.

»Seitdem bemühen sich die Alendei um einen Ausweg, bisher aber ohne Erfolg«, setzte sie ihren Bericht fort und verscheuchte den tragischen Gedanken. »Ich hörte von Evakuierungsbestrebungen, weiß aber nicht, wie weit diese fortgeschritten sind und ob sie überhaupt ausreichen, um alle Bewohner Helemaii'nus rechtzeitig in Sicherheit zu bringen, bevor sich der Untergang von Helemaiu ereignet.«

»Vorausgesetzt, der liegt nicht bereits vor«, murmelte Alyawarry. »Es müssen bereits jetzt ungeheuerliche Kräfte auf Helemaiu einwirken.«

Mulcahy nickte. »Das kann man so sehen. Wir werden Sie in Kürze über die jüngsten Entwicklungen informieren. Bis dahin bitte ich Sie noch um ein wenig Geduld.« Er breitete die Arme aus, als wolle er den Hangar, ja, das gesamte Schiff in seine Umarmung mit einschließen. »Wenn Sie gestatten, setze ich die offizielle Kommandoübergabe für in dreißig Minuten an und bereite bis dahin die nötigen Schritte vor.«

Dana unterdrückte ein Lächeln. Mulcahys rücksichtsvolle Art rührte sie. Einerseits wusste er genau, dass sie ihn rangmäßig übertraf und somit ab sofort das Kommando *hatte*, andererseits ahnte er offenkundig – und zwar nicht zu Unrecht –, dass sie die Gelegenheit gerne nutzen wollte, sich wieder mit dem Schiff vertraut zu machen. Wieder ein Gefühl dafür zu entwickeln, auf der STERNENFAUST zu sein.

Zugleich war Captain Mulcahy natürlich klar, dass er Dana Frosts

Nachfolge angetreten hatte. Wenn Admiral Taglieri zur STERNENFAUST zurückkehrte, würde man dort nicht zwei Captains benötigen.

»Dreißig Minuten wären perfekt, Captain Mulcahy«, sagte Dana, um sachlichen Tonfall bemüht. »Treffen wir uns im Bereitschaftsraum? Dann können Sie mir alles Weitere über unseren Auftrag mitteilen.«

Der Angesprochene bestätigte es. »Selbstverständlich, Commodore Frost. Commander Alyawarry, bringen Sie uns auf Kurs zum Voraandir-System, größtmögliche Geschwindigkeit. Turanor braucht uns, und wir sollten ihn nicht länger als unbedingt nötig warten lassen.«

Der Zweite Offizier nickte, wandte sich um und verließ den Hangar, um zur Brücke zu eilen und die Durchführung des Befehls zu beaufsichtigen. Auch Jenny Black Fox verabschiedete sich, wurde ihre Anwesenheit im Maschinendeck doch schon sehnsüchtig erwartet.

Captain Mulcahy wandte sich erneut an Dana. »Commodore Frost, dann sehe ich Sie gleich in Admiral Taglieris … in Ihrem Raum. – Doktor.« Er nickte knapp und verließ dann ebenfalls den Hangar.

Zurück blieben nur Dana und ein nun breit grinsender Ashkono Tregarde.

»Habe ich Ihnen zu viel versprochen?«, fragte der Mediziner.

Sie schüttelte den Kopf. »Tüchtig *und* vorausschauend? Meinen Respekt! Wo auch immer Admiral Taglieri den Jungen aufgegabelt hat, er scheint das in ihn gesetzte Vertrauen nicht von ungefähr zu genießen.« Dana wusste, dass Ash ihre Bemerkung nicht in den falschen Hals bekam. Sie kannten sich viel zu lange – und viel zu gut –, als dass zwischen ihnen noch Raum für größere Missverständnisse bestanden hätte.

»Wer sonst würde Sie zu Ihrem eigenen Kommando begrüßen und Ihnen gleich eine halbe Stunde *Pause* schenken?«, scherzte der gebürtige Kanadier mit den dunklen Locken. »Stichwort Pause: Was haben Sie eigentlich mit der ganzen unerwarteten Freizeit vor?«

Sie schmunzelte. »Um ehrlich zu sein, würde ich für eine Tasse Kaffee töten. Aber ich schätze, seit meiner Zeit auf diesem Schiff hat sich niemand von Ihnen darum bemüht, frische Bohnen aufzutreiben.«

Ashkono trat zu ihr, hakte sich bei ihr ein und drängte sie mit sanfter Bestimmtheit in Richtung Ausgang. Sein spitzbübisches Lächeln sprach Bände. »Dana, Dana, wenn Sie sich da mal nicht irren

…«

*

Auf dem Kalenderdisplay in der Küche ihrer Mutter hatte Dana einst den Spruch gelesen: »Wahre Freundschaft heißt, keine Fragen stellen zu müssen.« Wenn das stimmte, bestand die Besatzung der STERNENFAUST III ausschließlich aus engen persönlichen Freunden von ihr. Wie sonst ließ sich die wahrhaft spürbare Nonchalance erklären, mit der hier jeder auf ihr so drastisch verändertes Äußeres reagierte?

Wo immer Dana und Ash auf ihrem kleinen, mit zwei dampfenden Tassen – Tee für ihn, echter Bohnenkaffee für sie! – bestrittenen Rundgang durch das Schiff hinkamen, reagierten die Menschen wohlwollend auf ihre Anwesenheit. Erschrocken oder gar verwirrt wirkte allerdings niemand – und das, obwohl Dana beim letzten Mal, als diese Offiziere sie gesehen hatten, *optisch* betrachtet *ein sattes* Vierteljahrhundert mehr auf dem Buckel gehabt hatte.

Sie lachte leise, schüttelte den Kopf.

»Was ist denn?«, hakte Ash nach, sichtlich amüsiert über ihre Verblüffung.

»Tun Sie nicht so«, tadelte sie ihn scherzhaft und nahm einen weiteren Schluck des starken, belebenden Heißgetränks. »Haben Sie das eingefädelt? Meine eigene Mutter verleiht mir den fragwürdigen Titel *Tochter und Enkelkind in Personalunion*. Meine Schwester fragt nach dem ersten Schock, ob ich fortan die beste Freundin ihrer Kinder sein möchte, und wo immer ich sonst hinkomme und mein Alter nenne, hält man mich entweder für geisteskrank, für eine Lügnerin oder für das Betthäschen und Hobbyprojekt eines genialen, aber auf Optik Wert legenden Genetic-Chirurgen. Aber hier …«

»Diese Leute kennen Sie, Dana«, sagte Tregarde, als sie nicht weitersprach, und zuckte mit den Achseln. »Sie vertrauen Ihnen. Mehr noch: Sie achten Sie. Sie haben sie zusammengestellt, Sie haben sie befehligt. Glauben Sie wirklich, die beurteilen Sie nach Ihrem Äußeren?«

Es war absurd. Seit dem Geschehen im »Auge des Universums« war Dana, als sei sie zwei Personen auf einmal – die Äußere, optisch Siebenundzwanzigjährige mit dem eigensinnigen Quanten-Tattoo auf der rechten Wange und der glatten makellosen Haut, und die Innere.

Die über fünfzigjährige, erfahrene Raumschiffkommandantin. Die mit den Narben auf der Seele. Und irgendwie schien sich die eine der beiden Personen stets für die andere entschuldigen zu wollen. Doch hier auf der STERNENFAUST … Kein Mensch sah sie fragend an, kein Mensch musterte sie skeptisch oder gab ihr auf andere Weise das Gefühl, sie für zumindest seltsam zu halten.

Zellstabilisierung hin oder her.

So hatte das Wesen jenseits der Barriere es genannt: Zellstabilisierung. Danas Körper war auf unerklärliche Weise verjüngt worden{*}, optisch wie biologisch, und allem Anschein nach war dieser neue Zustand von dauerhafter Natur. Mediziner des Raumschiffs BEHRING, von der Erde und sogar Ashkono selbst hatten sie auf Herz und Nieren untersucht und allesamt denselben Schluss gezogen: Dana war kerngesund – und alterte nicht länger. Absolut gar nicht.

»Offensichtlich nicht«, antwortete sie auf Ashs Frage und bemühte sich, die Aussage hinter den eigenen Worten auch tatsächlich zu erfassen. Zu akzeptieren. Es gelang ihr nur schwerlich. Zu oft schon waren ihr die Blicke und die Skepsis aufgefallen, wo immer sie sich aufgehalten hatte. Mittlerweile erwartete sie sie sogar.

In letzter Zeit hatte sie so manches einfach akzeptieren müssen …

»Aber wenn es Sie beruhigt, kann ich die Besatzung anweisen, Sie von nun an zu beglotzen, als wären Sie ein jodelnder Kridan und auf dem Weg zu Tim Penningtons *GNA*-Talkshow«, schlug der Mediziner vor und lenkte ihrer beider Schritte in Richtung des Korridors, der zum Bereitschaftsraum des Kommandanten führte. *Danas* Raum. »Wir wollen schließlich alle, dass Sie sich hier wieder absolut heimisch fühlen.«

»Unterstehen Sie sich«, warnte sie ihn, ballte die Rechte zur Faust und drohte ihm lächelnd damit. »Sagen Sie mir lieber, was der Neue so drauf hat. Dieser Mulcahy.«

»Ich bin der Arzt, nicht sein Vorgesetzter. Fragen Sie doch Taglieri, der hat ihn angeheuert«, erwiderte Tregarde gespielt schnippisch und deutete voraus, wo die Tür des Bereitschaftsraumes in Sichtweite kam.

»Ich dachte eher an seinen Gedächtnis-Chip. Immerhin haben Sie ihm diesen Chip eingepflanzt.«

»Ach das«, erwiderte Ash. »Das heißt eigentlich nur, dass er ein absolutes Gedächtnis hat. Er erinnert sich für den Rest seines Lebens an jedes Detail. Wenn Sie sich also daneben benehmen, wird er sich

stets an alle Einzelheiten erinnern können.«

Diesmal zögerte Dana nicht, ihre Faust gegen seinen Brustkorb sausen zu lassen.



»Commodore Frost, das Schiff gehört ganz Ihnen.«

Cody lächelte, als er den Daumen von der Oberfläche des Scan-Pads nahm.

Mit der sensorischen Signatur war der Kommandotransfer vollzogen und in den virtuellen Tiefen des Bordcomputers verzeichnet. Die STERNENFAUST unterstand nun ihrem Befehl.

»Für den Augenblick, Captain«, sagte Commodore Frost und lächelte. »Sobald Admiral Taglieri wieder zur Verfügung steht und die Mission beendet ist, räume ich meinen Platz. Es ist ohnehin schon lange nicht mehr meiner.«

Vincent Taglieri befand sich auf der Erde, wo er, wie Dana mittlerweile in Erfahrung gebracht hatte, Jasper Mitchell politisch unterstützte. Daher hatte er Dana die Führung über die STERNENFAUST übertragen.

Wie beiläufig glitten Codys Finger über die in die Tischplatte eingelassene Konsole, und einen Sekundenbruchteil später erschufen verborgene Emitter ein dreidimensionales, stark verkleinertes und dennoch detailliertes Abbild Helemaii'nus. Man musste kein Astronom sein, um zu erkennen, dass sich die Zwillingsplaneten ungewöhnlich – und gefährlich – nahe gekommen waren. Helemaii war durch den Einschlag seines Mondes Helemon unbewohnbar geworden, und die Evakuierung der Alendei auf den Zwillingsplaneten war nichts als ein Zwischenspiel im Ablauf dieser Katastrophe. Denn es bedurfte keines Meteorologen, die Wolkenwirbel in der Atmosphäre Helemaius als Stürme zu interpretieren. Als Naturkatastrophen.

»Mister Narada befindet sich mit Turanor auf Helemaiu, auf dem die Schlechtwetterphänomene rapide zunehmen, je weiter sich die Zwillingswelten einander nähern«, wusste der aktuell wieder den Rang eines Commanders bekleidende Offizier zu berichten. »Und wir reden hier von wahren Extremen: Hitzeschüben, Dauerregen, Wirbelstürmen … Kaum ein Staudamm, der nicht längst vor den Fluten kapituliert hätte. Das Gebiet, in dem der Krisenstab tagt, ist

allem Anschein nach momentan Opfer einer – laut Mister Naradas Aussagen – historischen Überschwemmung, während einige Tausend Kilometer entfernt gnadenlose Dürre herrsche und jegliches Leben vernichte.«

»Was unternehmen die Alendei dagegen?«

»Der Versuch, mittels eines weiteren Tele-Rings Zeit zu gewinnen, endete in einer Tragödie. Seitdem – nicht mehr viel, fürchte ich. Laut Naradas Einschätzung hat sich eine gewisse Resignation breitgemacht. Manche Gruppen weigern sich zwar vehement, ihre Heimat aufzugeben, die Evakuierung der hoffentlich gesamten Bevölkerung nach TASO-26267-B, einem etwa neunzig Lichtjahre von Karalon entfernten, kleineren aber bewohnbaren Planeten, ist aber in vollem Gange und bereits zu siebzig Prozent abgeschlossen.«

Dana nickte. »Immerhin haben sie einen Planeten gefunden.«

Cody verstand. Commodore Frost spielte darauf an, dass die Alendei sehr empfindlich auf zu hohes UV-Licht reagierten.

»Und was genau ist unsere Aufgabe?«, wollte Commodore Frost wissen. »Bei der Evakuierung zu helfen? Schiffsladungen voller Alendei von Helemaii'nu nach TASO-26267-B zu befördern?«

»Das und …« Cody zögerte. »Narada erwähnte noch etwas, Commodore Frost.

Ein Gerücht oder eine wissenschaftliche Theorie – ganz wie Sie es nennen möchten. Ihm zufolge glauben einige Alendei, dass Helemaii'nu die einzige Heimat ist, in der sie je werden leben können. Oder dass die beiden Planeten doch zumindest die Basis dessen bilden, woraus sie ihr *Seelenheil*, wenn Sie so wollen, beziehen.«

»Ich verstehe nicht. Weigern sie sich, zu gehen?«

»Das nicht. Sie sind der Ansicht, einzig ihre Zwillingswelt besäße die nötigen Voraussetzungen, sie wahre Alendei sein zu lassen. Ihre Besonderheiten, ihre Natur als Spezies … All das fuße auf der Ökologie und Beschaffenheit der beiden Planeten, so die Argumentation. Diese Alendei fürchten, mit der Aufgabe ihrer Heimat auch das zu verlieren, was sie definiert. Was sie von anderen abgrenzt. Und sie befürchten, an einer Art kollektivem Heimweh zugrunde zu gehen.«

Nun sah sie ihn stirnrunzelnd an. »Aber das sind doch nur Vermutungen. Jedem Volk würde es schwerfallen, den Heimatplaneten aufzugeben. Doch die Alendei werden sich sicher irgendwann an die neue Welt gewöhnen und ihr Heimweh

überwinden. Und sie haben es ja auch schon getan. Sie haben verschiedene andere Planeten kolonialisiert, und das hat – soweit wir wissen – auch ohne Probleme für sie funktioniert.«

»Bedenken Sie, dass aber auch jene Alendei, die auf anderen Welten leben, mit der Hauptgemeinschaft auf Helemaii'nu telepathisch verbunden sind. Was immer dem Volk in seiner Heimat passiert, wirkt sich unweigerlich auch auf jene Kolonien aus. Auch sie speisen ihr mentales Wohlbefinden aus dem harmonischen Gedanken-Zentrum der Heimatwelt. Wie auch immer, die Theorie scheint immer mehr besorgte Anhänger zu gewinnen. Mister Narada zufolge zählt auch Turanor zu ihnen.«

Das schien Commodore Frost zu überraschen. »Den obersten Alendei kenne ich nur als besonnen handelnden Mann, der nicht dazu neigte, Hirngespinsten zu verfallen.«

»Natürlich heißt das nicht, dass die Evakuierung beendet wurde.«

Cody betätigte ein Tastenfeld, und auf dem Monitor erschien eine illustrierte Aufzählung der jüngsten Naturereignisse von Helemaii'nu. »Weil ihm die Hände gebunden sind, sagt Mister Narada. Zumal der letzte Versuch, das Ende zumindest hinauszuzögern, in einem Desaster endete.«

Sie werden sich an die neuen Umstände gewöhnen müssen, dachte Cody. *So wie ich mich an den Chip gewöhnen muss. Turanor handelt vollkommen richtig, wenn er seine Leute da raus holt – ob sie nun freiwillig gehen oder nicht. Leben ist besser als sterben. Meine toten Kollegen von der STARLIGHT würden mir da sicher beipflichten.*

Und doch blieb der Zweifel. Wenn diese »Planeten-These« mehr war als reine Gedankenspielerei und Panikmache, stand die Evolution einer gesamten Spezies auf der Kippe. Dann veränderte sich möglicherweise weitaus mehr als nur der Heimatort der Alendei. Wuchs eine Fichte noch, wenn man sie in die Sahara verpflanzte? Ökologische Nischen waren keine Hirngespinste. Was in einer Umgebung nicht passte, starb aus oder mutierte.

So wie er. Er war nicht mehr der, der er noch auf der STARLIGHT gewesen war. Cody verstand die Alendei gut.

»Captain Mulcahy?«

Erst als Frost seinen Namen sagte, merkte er, dass er etwas gesagt haben musste. Sofort suchte er in seinen Erinnerungen. Er speicherte unermüdlich die gewaltige Menge an Informationen, die sekündlich auf das Gehirn einprasseln. Diese wurden im bioneuralen Chip mithilfe komplexer Algorithmen komprimiert und innerhalb von Bio-

Gel-Packs gespeichert. Er musste nur an ein bestimmtes Ereignis denken, und der Chip erlaubte ihm den Zugang zu diesen Erinnerungsdaten. Er erlebte das Vergangene einschließlich aller Sinneseindrücke neu. Und schon hörte er Commodore Frost sagen: »Wir befinden uns ja bereits auf Kurs. Es wird einige Zeit dauern, bis wir das Voraandir-System in Transalpha erreichen. Zeit für mich, mich mit den Veränderungen auf dem Schiff vertraut zu machen. Wie ich bereits von Lieutenant Commander Black Fox erfuhr, gibt es einige technische Neuerungen, auch solche, die den Wandler betreffen. Sie haben alles bestens vorbereitet und werden mich wohl kaum benötigen.«

»Selbstverständlich, Commodore Frost«, bestätigte er.

Es brannte ihm auf der Zunge, sie zu fragen, wie ihre Pläne aussahen, sobald Admiral Taglieri wieder an Bord war. Doch das wäre mehr als unangebracht gewesen.

Also erhob sich Cody, nickte Commodore Frost zu und verließ den Raum.



Die Türflügel hatten sich kaum hinter Captain Mulcahy geschlossen, da stand auch Dana aus ihrem Sitz auf. Sie schaltete die 3D-Projektion ab und blieb einen Moment lang im nunmehr stillen Zimmer stehen. Einzig das Summen der Triebwerke – ein konstanter leiser Unterton, der für sie zur Raumfahrt gehörte, wie das All und die Sterne – drang noch an ihre Ohren. Ein ferner Gruß eines fernen Freundes.

Beinahe zärtlich strich Dana über die Kante des schmalen Tisches und schmunzelte über ihre eigene Sentimentalität. *Das sind wir doch noch, du und ich, oder? Freunde? Entfernte vielleicht – aber uns nicht fremd.*

Das Schiff antwortete nicht.

Und Dana lachte leise. Wie es schien, gab es Ashs Beteuerungen zum Trotz ja doch jemanden hier, der sie mit ihrem neuen alten Körper nicht erkannte, nicht akzeptierte. Nichts anderes hatte sie erwartet.

Sie hätte nur nie gedacht, dass es das Schiff selbst sein würde.

Kapitel 2 – Nicht in Kansas

Zuerst kommen die Geräusche, schlurfende Laute in der Finsternis. Im Schmerz.

Johnny will sich ihnen verweigern, sie nicht an sich heranlassen, denn sie können keine Linderung bringen. Nichts und niemand kann das. Das Dunkel und die Pein sind ewiglich, sind seine Strafe für ein nicht genutztes Leben. Für ein Dasein im Schatten, jenseits des eigenen Potenzials. Jemand wie er hat keine Linderung verdient. Jemand wie er wird keine erfahren. Warum also sich Hoffnungen hingeben? Hier im Schwarz gibt es keine Hoffnung mehr.

Oder?

Er zuckt zusammen, als ihn ein neuer Schmerz durchfährt – stärker und lokaler als der übliche Rest. Dies ist einer, der Kontext erschafft, der leben lässt. Mit einem Mal öffnen sich die Dämme in Johnnys Geist, stürzen die Erinnerungen auf ihn ein, die bis eben hinter den nachtdunklen Vorhängen des Vergessens gelauert hatten. Und mit ihnen kommt das Körpergefühl zurück. Das Bewusstsein, aus mehr als nur Geist und Elend zu bestehen. Einen Leib zu besitzen.

Einen Leib, der … irgendwo … sein musste.

Kälte auf seiner Brust (Brust. Er hat eine Brust.) *seinen Beinen, seinem Arm.*

(Arm. Ein Arm, der kribbelt, als liefen tausend Ameisen darüber.)

(Ameisen! Er weiß wieder, was Ameisen sind!)

Etwas wandert dort über seinen Körper. Etwas Kaltes, Spitzes, Hartes.

Ein neues Geräusch gesellt sich zu dem von vorhin. Es ist ein Stöhnen, klagend und schwach. Ein Wimmern voller Elend. Das Lied der Resignation. Des Todeswillens.

Johnny empfindet Mitleid mit der unbekannten Seele, die derartige Laute abzusondern gezwungen sein muss. Mit dem Schicksal, das derartige Klagelieder inspiriert. Erst spät begreift er, dass sie aus seinem eigenen Mund (Mund. Er hat einen Mund.) *stammen. Dass er sie ausstößt.*

Das Kalte, Spitze hat mittlerweile sein Gesicht erreicht, schiebt seine Lippen auseinander. Tippt gegen seine Zähne.

Johnny öffnet die Augen … und erstarrt!

*

Der Lauf des Dings war gut und gern zehn Zentimeter lang und so spitz wie ein Spieß von Louies Hähnchengrill auf der Chinchilla Avenue. Nur, dass das dahinter kein Hähnchen war. Und der Typ am Ende des Dings nicht Louie.

Sondern …

»Soko o ugoku na!« Das Monstrum war ein Koloss, ein bizarrer Albtraum aus Stoff, Nieten und Metall. Humanoid von Gestalt, haftete ihm dennoch nichts Menschliches an. Johnny sah silbrig glänzende Arme, von Metall ummantelte Schenkel und einen Buckel, aus dem in gleichmäßigen Abständen dunkle Erhebungen wuchsen, den Pickeln auf dem Gesicht eines Bürschleins gleich. Doch das hier war kein Bürschlein. Und es besaß auch kein Gesicht.

»Soko o ugoku na!«

Nichts regte sich in der Fratze, als die absurd anmutenden Laute abermals erklangen – hart und fordernd. Johnny sah in tote Augen, so schwarz wie der Rest des unheimlichen Antlitzes, sah einen zu einer Grimasse verzogenen zahnlosen Mund – und hob die Hände.

Langsam.

Er lag auf dem Rücken, irgendwo auf einer dem Gefühl nach kalten, dem Geruch nach staubigen Oberfläche. Einem Boden. Sein ganzer Leib schmerzte, als wäre er einmal zur Hölle und zurück gepilgert, und hinter seiner Stirn herrschte ein Trubel wie von fünf Marschkapellen gleichzeitig. Sein Mund war trocken, sein Smoking zerknittert … und sein Ende absehbar.

Es stand ja direkt vor ihm. *Über* ihm.

»Ich will keinen Ärger, Mister«, sagte Johnny Fontane jr. leise und sah dem grauenvollen Schnitter entgegen, der sich einem Henker gleich über ihn beugte und ihn mit dem Ding in Schach hielt, das – wie Johnny instinktiv längst begriffen hatte – nur eine Waffe sein konnte. Aber was für eine: Vom Prinzip durchaus einem Revolver ähnelnd, wirkte es doch wie ein Requisit aus »Flash Gordon« oder ähnlichen SF-Spinnereien, für die der Las-Vegas-Showman seit Kindertagen nie einen Geschmack entwickelt hatte. *Strahlenwaffe,* schoss es ihm durch den Kopf. *Laser, Phaser, Captain Kirk.* Trotz – oder gerade wegen – der Situation war ihm, als müsse er laut loslachen. Doch der Lauf der fremdartigen Waffe riss ihn schnell wieder in die Wirklichkeit zurück.

»Jin mei. Sumiyaka ni!«

Blecherne Laute, deren Klang doch keinen Zweifel an ihrer drohenden Ausrichtung ließen. Wer oder was immer das war, wollte etwas von ihm. Und es wollte es *schnell*.

Johnny schüttelte den Kopf, ganz langsam, ohne den Blick von dem Ungetüm zu nehmen. »Ich verstehe kein Wort, Mister. Wirklich nicht.«

»Sumiyaka ni!« Das Monstrum wurde ungeduldig, fuchtelte mit der Waffe direkt vor seiner Nase herum. Johnny hörte sie leise surren. »Sumiyaka ni!«

»Tut mir leid«, erwiderte er. Nie zuvor hatte er sich derart hilflos gefühlt. Derart allein. »Ehrlich. Ich würd's Ihnen geben, wenn ich wüsste, was Sie meinen.«

Das Ungeheuer schwieg. Augen, so dunkel wie der Rest dessen, was Johnny von diesem Irgendwo erkennen konnte, an das es ihn seltsamerweise verschlagen hatte, starrten ihm entgegen. Leblos. Regungslos.

Dann ließ es die Waffe sinken. »Nani kuso«, murmelte es. Es klang wie ein Fluch.

»Scheiße?« Johnny wagte es, ganz langsam die Arme wieder zum Körper zu führen. Als niemand widersprach, stützte er sich mit den Handflächen am Boden ab und richtete sich Stück für Stück auf, den Blick nicht für einen Sekundenbruchteil von dem bizarren Wesen mit dem Totmacher nehmend. »War das ein Schimpfwort, Kumpel? Haben Sie eben ›Scheiße‹ gesagt?«

Wenn es eines auf dieser Welt gab, von dem Johnny Fontane jr. etwas verstand, dann vom Frust. Niemand tingelte jahrelang durchs Showgeschäft und wartete vergeblich auf den großen Durchbruch, ohne den Frust kennenzulernen. Er war sein engster Begleiter.

Das Monster reagierte nicht. Nun, da Johnny sich erhoben hatte, wirkte es auch weit weniger bedrohlich. Auf Augenhöhe betrachtet … Verflucht, irgendwo hatte er so jemanden doch schon gesehen!

Plötzlich fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. »Samurai.«

Das Wort war gemurmelt gewesen, doch der Fremde – denn es konnte sich nur um einen Menschen handeln; Johnny war bescheuert gewesen, auch nur für einen Sekundenbruchteil etwas anderes angenommen zu haben – hatte es gehört. Abrupt drehte er sich um, nickte kräftig. »Samurai.« Dann streckte er den Arm aus, ballte die behandschuhte Hand zur Faust und schlug sich damit gegen die von seiner Rüstung ummantelte Brust. »Samurai.«

Johnny nickte ebenfalls und erwiderte die Geste. »Taugenichts«, sagte er leise, als seine eigene Faust sein zerknittertes, einstmals weißes Hemd berührte. »Tau-ge-nichts.«

Er mochte wider Erwarten nicht tot sein, aber er war und blieb ein *Has Been*.

*

Der Rest ging erstaunlich schnell.

Sobald der japanische Krieger seine traditionelle Maske abgelegt hatte, wusste Johnny definitiv einen Menschen vor sich – und zwar einen sehr jungen. Das Bürschlein mochte kaum älter als zwanzig sein. Und es hatte Angst!

Gemeinsam erkundeten sie ihre Umgebung. Der Raum war eine Höhle – ein großes, dunkles Loch irgendwo im Weiß-ich-nicht. Tropfendes Gestein überall, kalt und feucht. Knirschender Kies unter ihren Schuhen, bei jedem Schritt. Finsternis. Doch es gab Licht in der Ferne, und genau darauf hielten sie zu.

»Wie zum Geier sind wir hier gelandet?«, fragte Johnny seinen in volle Samuraimontur gewandeten Begleiter, während sie sturen Schrittes nebeneinander gingen. »Wie Vegas sieht das nicht aus. Nicht einmal wie Nevada, wenn du mich fragst.«

Dort hatte dieses absurde Abenteuer nämlich für ihn angefangen. Nach einer Vorstellung im Montecito Casino auf dem Strip hatte man Johnny aus seiner Garderobe entführt. Genauer gesagt, war ihm dort sein toter Vater erschienen und hatte angekündigt, ihn als Strafe für sein unwürdiges Leben hinrichten zu wollen.{*} Doch dazu war es offensichtlich nicht gekommen. Immerhin lebte Johnny noch. Oder? *Wenn das hier das Fegefeuer sein soll, dann hat Gott einen sonnigen Sinn für Humor …*

Der Samurai schwieg. Wahrscheinlich war er genauso ratlos.

»Kommst du aus einem der Casinos?«, wollte Johnny wissen. »Dem *Luxor* vielleicht? Ich hörte, da bauten sie gerade an irgendeiner Schlitzaugenattraktion – nichts für ungut.«

»Ki ga shi renai.«

»Tut mir leid, *kiddo*, aber den Laden kenn ich nicht. Ist der neu in der Stadt? Und wo hast du *das* Teil überhaupt her?« Er deutete auf die bizarre Waffe, die der Krieger noch in Händen trug. »Gehört das zu eurem Programm? Samurais aus dem Weltall, oder so?«

Der Asiate mit der beeindruckenden Rüstung sah auf das Gerät und deutete hinter sich ins Dunkel. »Mekke mono. Mekke mono.«

»Keine Ahnung, was das heißen soll, aber ich schätze mal, du hast es hier irgendwo gefunden.« Johnny streckte die Hand aus, und der Fremde gab ihm das Gerät. Es lag schwer in seiner Hand. »Für'n Kinderspielzeug wirkt das aber verdammt echt.«

Er wollte gerade zielen und abdrücken, da schrie der Asiate auf und riss ihm den Arm hinunter. Lautstark protestierend.

Johnny verstand. *Scheiße, die* ist *echt* … Mit einem Mal war das ungute Gefühl zurück. Das, das ihn befürchten ließ, die Wirklichkeit habe ihren Vorhang beiseitegeschoben und ihm einen Blick auf die Wahrheit gewährt. Die Balken und Streben hinter der Fassade. »Wir sind nicht mehr in Kansas, Toto, oder?«, fragte er leise. Ängstlich.

Ob der Samurai den Bezug auf den Zauberer von Oz verstand, wagte er nicht zu beurteilen, doch er schien unzweifelhaft begriffen zu haben, was Johnnys Bemerkung bedeutete.

Und er schüttelte den Kopf.

Zehn Minuten später standen die beiden ungleichen Männer vor dem Eingang der Höhle und sahen auf ein karges, flaches Land, das sie nicht kannten, und zu einem Nachthimmel, der dem ihrer Heimat so fremd war wie sich ein abgehalfterter Las-Vegas-Entertainer der 1980er Jahre und ein japanischer Krieger aus dem frühen Tokugawa-Shogunat{*} nur fremd sein konnten.

✻

Und nun? Setzen wir unser Dasein fort, wie es war, oder beginnt hier und heute etwas Neues? Etwas Anderes?

Gandaaros Worte hallten im Gedankenverbund wider. Jeder am Tisch teilte sie, jeder hatte sich bereits ähnliche Fragen gestellt – und jeder war, wie er, bisher zu keinem Ergebnis gekommen.

Oder besser gesagt: zu keinem, das er zugeben wollte. Gegenüber sich selbst und den anderen.

Turanor, der oberste Alendei, sah in die Gesichter seiner Vertrauten und spürte, dass sie seine Sorge und seine Verwirrung teilten. *Etwas Anderes*, antwortete er dann. *Das, was einst war, liegt hinter uns. Es wäre töricht und zum Scheitern verurteilt, wenn wir es zu rekonstruieren trachteten.*

Talambraa, die Heilerin, der Wissenschaftler Kamior, Leilanii und

Gandaaro selbst nickten. Bestätigten seine Worte. Besiegelten das Ende Helemaii'nus.

Hinter ihnen sah Turanor die neue Sonne jenseits der Hügel aufgehen. Ein Tag brach an auf TASO-26267-B, den die Alendei inzwischen *Neso-Helemiiru* genannt hatten, doch niemand hier konnte sich an seinem Licht und seiner Wärme erfreuen. Zum einen, weil die Evakuierung noch längst nicht vollständig vollzogen war, und zum anderen …

Dies ist nicht Helemaii'nu, fasste Leilanii den zweiten Grund in gedanklich formulierte Worte. *Nicht unsere Heimat. Und auch wenn wir hier sein und dank ihr leben sollten, wird sie es vielleicht nie werden. Nicht so, wie es Helemaii'nu einst war.*

Abermals Nicken, wohin er auch blickte. In den vergangenen Tagen war die sogenannte Planeten-These von einer kruden Theorie zur sinnbildlichen Verkörperung von allem geworden, was die Alendei dem Umzug ihrer gesamten Spezies an Angst und Skepsis entgegenbringen konnten. Kaum einer unter ihnen, der sich nicht längst von ihr hatte anstecken lassen.

Wann immer der Oberste in die Augen seiner Mit-Alendei schaute, glaubte er – *wusste* er –, dass er ihren Kummer sah. Ihre Resignation. Ihre Zweifel. Und es brach ihm das Herz.

Du sprichst die Wahrheit aus, Leilanii, erwiderte er nun und streckte die Hand nach der Forscherin aus. Sie ergriff sie. *So wahr, wie wir alle handeln, wenn wir uns vor dem zu schützen versuchen, was uns die Zukunft bringt.* Ohne sie loszulassen, sah er abermals von einem seiner Begleiter zum anderen, vergewisserte sich ihrer Aufmerksamkeit, signalisierte seine Anteilnahme. *Doch jede Zukunft wird im Schmerz geboren. Jeder neue Tag bedeutet das Ende einer Nacht. Lasst uns das Morgen, das uns hier gegeben wurde, willkommen heißen – ohne Furcht. Lasst uns die Chance erkennen, wo andere nur Verlust entdecken. Wir müssen sie nutzen. Nur so sind unsere Mühen der vergangenen Tage es wert, den Namen Erfolg zu tragen. Wenn wir jetzt resignieren, war alles umsonst.*

Turanor hat recht, schaltete sich nun auch Kamior in die Unterhaltung ein. Der Wissenschaftler hatte den Tele-Ring verantwortet, mit dem die Alendei den letzten, verzweifelten Versuch gewagt hatten, die Zerstörung ihrer Heimatwelten zumindest aufzuschieben, wenn nicht gar zu verhindern. Nun zählte er zum Ausschuss, der die Besiedelung des neuen Planeten koordinierte. Turanor selbst hatte ihn dazu ausgewählt. *Wir kamen nicht her, um*

uns von der Last der Erinnerung erdrücken zu lassen. Wer kann Heimweh empfinden, wenn er hier daheim ist? Wir können nicht zurück. Also lasst uns gemeinsam daran arbeiten, Neso-Helemiiru zu dem zu machen, was uns so schmerzlich fehlt: unserem Zuhause.

Turanor sah zur Decke des behelfsmäßigen Baus, den sie aus synthetischen Platten errichtet hatten und der ihnen fürs Erste als Besprechungsraum diente. Es hatte sich bereits erwiesen, dass auf Neso-Helemiiru das Kelaari nicht gedeihen würde.{*} Der Besprechungsraum war nicht mehr als ein Zimmer und ähnelte eher dem Frachthangar eines heruntergekommenen Industrieraumers als dem Machtzentrum einer neu entstehenden Gesellschaft. Es war trostlos, öde und ohne jeglichen Zierrat. Vier Wände, Boden, Decke – alles aus demselben Material. Vorgefertigte Bauteile, wie sie von Militärs im Einsatz benutzt werden mochten, von Antigravs hertransportiert und am Fuße des Berges errichtet, den die zur Kartografierung der Umgebung bestellte Leilanii gegen Turanors ausdrücklichen Willen mit dem Namen »Turanor-Berg« betitelt hatte.

Und Turanor seufzte. Wie ein Zuhause sah das alles wirklich nicht aus. Aber es konnte eines werden. Wenn sie alle anpackten und nicht verzagten.

Welche Wahl blieb ihnen schon?

Zwischenspiel 1 – Exinauten

»Hey, Toto! Lass doch den Pflug in Ruhe. Das Ding hat dir nichts getan.«

Toto lachte, als er Johnnys Stimme hörte, und drehte sich um. Die Hand zum Schutz vor der Sonne schräg über die Augen haltend, spähte er in seine Richtung und zum Rand des kleinen Feldes, das er bestellte. »Hey, Taugenichts«, rief er zurück und stützte sich mit dem anderen Arm auf dem Ackergerät ab, das er sich aus Holz, geflochtenen Pflanzenstängeln und Teilen seiner längst abgelegten und weiterverarbeiteten Samurairüstung gebastelt hatte. Selbst auf die Entfernung war der Schweiß auf seiner Stirn und den muskulösen Oberarmen deutlich zu erkennen. »Hör lieber auf zu meckern und hilf mir.«

Abermals staunte Johnny darüber, wie akzent- und fehlerfrei sein Englisch mittlerweile war. Wenn er da an sein eigenes Japanisch dachte … »Besser nicht. Du weißt ja, mein Rücken.« Mit in gespieltem Schmerz verzogenem Gesicht beugte er sich vor und hielt sich die Hand ins Kreuz.

Toto lachte abermals. Der Asiate, der den ihm vor Monaten gegebenen Spitznamen mittlerweile seinem Geburtsnamen Hiro Nakamoto vorzog, wusste genau, wie er Johnnys Humor zu nehmen hatte – und er wusste, warum sein Freund aus einer anderen Zeit *wirklich* am Rand seines Feldes erschienen war. »Alles okay hier«, rief er und winkte. »Kannst deine Runde fortsetzen, wenn du willst.«

Johnny streckte den Daumen in die Höhe. »Geht klar, Boss. Bis heute Abend dann.«

»Bis heute Abend, Taugenichts«, kam die Erwiderung über die Distanz. »Aber der Boss hier bist *du*, schon vergessen?«

Johnny lachte, schüttelte den Kopf. Es klang noch immer absurd – *war* noch immer absurd –, dass die Gemeinschaft ausgerechnet ihn zum Anführer bestimmt hatte. Gut, er und Toto waren mit die Ersten gewesen, die auf dieser eigenartigen Welt aufgewacht waren. Als sie die anderen fanden – nach und nach, manche sogar erst nach Tagen –, hatten diese noch geschlafen. Sofern man die bizarre Nicht-Existenz, aus der sie nach der Berührung eines anderen erwacht waren, tatsächlich als Schlaf bezeichnen wollte. Welcher Schlaf brachte einen schon auf einen anderen Planeten?

Auch das klang wie ein Ding der Unmöglichkeit. Younes hatte es als Erster ausgesprochen, in ihrem ersten Lager vor der Höhle,

wenngleich sie es alle insgeheim dachten. Ein anderer Planet. Nein, bei Gott, dies war nicht mehr Kansas. Aber es – was immer es auch war – hatte einen Zauberer, und seine Wege waren unergründlich.

Sie waren Hunderte. Männer und Frauen, Kinder und Alte. Manche schwarz, manche weiß, manche gelb, manche rot. Ein bunter Haufen bunter Vögel, alle vereint in der Ratlosigkeit. In der Fremde. Younes zum Beispiel stammte aus Marokko, aber nicht aus dem, das Johnny aus den Seiten des *National Geographie* kannte, sondern aus dem der 1940er Jahre. Dem Marokko von Humphrey und Ingrid, wenn man so wollte, von *Casablanca*. Sein Freund Johannes war Deutscher und aus derselben Zeit, doch damit eine absolute Ausnahme. Der weite Großteil der Exil-Astronauten, kurz: Exinauten, wie sie sich mittlerweile nannten, bestand aus Einzelpersonen und war so divers zusammengesetzt, wie die Jahre und die Gegenden der Erde sich unterschieden, aus denen die Menschen stammten. Allen Exinauten war nur eines gemein: Sie waren Menschen begegnet, die unmöglich gewesen waren – Toten, Ungeborenen, Verschollenen –, und diese hatten sie angegriffen. Sie mit dem Tod bedroht. Und dieser Tod war eingetroffen …

Oder auch nicht. Es war zum Verzweifeln. Johnny wusste, dass er im Hinterzimmer des Montecito gestorben war, *wusste* es einfach. Er erinnerte sich an den Revolver in der Hand seines toten Vaters, an das spöttische Gelächter Johnny Seniors, an A.J. Coopers wissendes Lächeln – und an den Schmerz, mit dem die Kugel in seinen Körper eingedrungen sein musste.

Doch dann hatten sich seine Augen wieder geöffnet. Hier. Auf einer Welt, die nicht die seine war, und in der Gesellschaft einer anscheinend bunt zusammengewürfelten Truppe von Schicksalsgenossen aller Herren Länder und Epochen.

Es ergab keinen Sinn. Nichts hiervon.

Wer hatte sie hergebracht? Weshalb? Seit Monaten warteten sie darauf, dass sich der mysteriöse Drahtzieher hinter der wohl spektakulärsten Entführung in der Geschichte der Menschheit zu erkennen gab, bisher aber ohne Erfolg. Anfangs hatten sie sich sogar gegenseitig beschuldigt, hatten Menschen inhaftiert und mitunter gefoltert, um ihnen Antworten zu entlocken, die diese doch nicht hatten liefern können. Bis … Ja, bis die Gemeinschaft der Verängstigten nach und nach erkannt hatte, dass sie diesen Wahnsinn nur gemeinsam überleben konnte. Dass sie nur durchhielt, wenn sie zusammen daran arbeitete, an diesem widersinnigen Ort eine Art

Zivilisation für sich zu entwickeln. Eine Routine.

Es war zu einer Abstimmung gekommen, an deren Ende eine Art Regierungsrat gestanden hatte. Eine Gruppe, die die einzelnen Aufgaben der Gemeinschaft koordinierte. Jeder packte mit an, doch manche prüften das Geschehen. Leute wie Johnny.

Tagsüber wurde gesät und geerntet, Wasser gesucht, wurden Hütten gebaut – aus Lehm, Steinen, Holz: Es gab all dies auf dieser Welt, nur nicht gerade im Überfluss. Sie mussten danach suchen, es kultivieren. Mittlerweile gelang es ihnen recht gut. Es zahlte sich aus, eine große Gruppe zu sein.

Und abends saßen sie zusammen und dachten nach. Besprachen die Situation und ihre Ratlosigkeit.

Waren sie tot? War das hier das Leben danach? Kein helles Licht mit frohlockenden Engeln, sondern nur eine karge Ödnis im Nirgendwo, ohne Sinn und erkennbaren Kontext?

Sie wussten es nicht. Sie wussten nur, dass sie lebten – nein, besser: existierten. Irgendwo, irgendwie. Und ob das so blieb, lag ganz allein in ihrer Hand.

Johnny Fontane Jr. war immer ein Mann gewesen, der sein Schicksal selbst angepackt hatte. Daran, so wusste er, würde auch sein Dasein als Exinaut nichts ändern. *Im Gegenteil: Wer Vegas überlebt hat, für den ist Nicht-Kansas hier ein wahrer Spaziergang.*

Er schüttelte den Kopf, vertrieb den Gedanken und sah sich noch einmal um. Über den Bergen ging allmählich die Sonne unter. In wenigen Stunden würde Toto seine Feldarbeit beenden und zum Lager zurückkehren müssen. Bis dahin …

Vegas.

Johnny stutzte, als ihm der Name der Stadt abermals in den Sinn kam. Eigentlich hatte er doch schon das Thema gewechselt, war zu Toto und den Vorbereitungen für das Abendessen übergegangen. Und nun …

Vegas. Elvis. Hock … Nein, Hochzeit.

Heiliger Jack Daniels, was geschah hier? Drehte er jetzt durch? Das waren doch niemals sinnvolle Gedanken!

Love me tender. The divine Miss M.

Johnnys Herz raste. Längst war er stehen geblieben, sah an sich hinab. Sein eigener Geist spielte ihm einen Streich, entzog sich seiner Kontrolle! Das da waren Erinnerungsfetzen. Stücke aus Erzählungen, mit denen er Toto und den anderen am Lagerfeuer die Abende

vertrieb. Unfassbar, dass sie nun so ungetriggert in seinem Verstand auftauchten!

Dann kam ein weiterer Gedanke und raubte ihm restlos die Beherrschung. Denn das Land, das er da vor seinem geistigen Auge sah, war nicht Teil seiner Erinnerungen. Das machten die Bauten und die Menschen mehr als deutlich, die zu ihm gehörten. Das Bild stammte von …

Johnny schluckte. Ihm war, als habe eine Hand aus Eis ihn gepackt und ließ ihn von Innen erfrieren. Kaltes Grauen überall. Langsam drehte er sich um, sah zurück zu Toto. Der Japaner stand inmitten seines Feldes, war vollkommen in seine Arbeit vertieft – und pfiff ein Lied, dessen Melodie er unmöglich, wirklich unmöglich kennen konnte.

Elvis Presleys »Love me tender«.

Kapitel 3 – Pandoras Büchse

Erde, Rom, 10. November 2271

Die Ewige Stadt zeigte sich an diesem Tag von ihrer hässlichsten Seite. Seit Stunden hämmerte ein gnadenloser Dauerregen auf die Straßen, Gassen und Häuserdächer der italienischen Metropole nieder, ließ Pfützen zu kleinen Seen werden und tauchte die ganze Welt vor den Fenstern des Luxushotels am Rande des Parco di Traiano in ein graubraunes Allerlei, eine Fassade aus Matsch und Wasser.

Irgendwie passend, dachte Shamar al Khaled und legte die Hand auf die Tasche seiner leichten Sommerjacke, fühlte nach dem Datenchip darin.

Der Agent der GalAb und Erste Offizier der STERNENFAUST war im Auftrag Jasper Mitchells nach Rom gereist. Für den ehemaligen Vorsitzenden des Hohen Rates der Solaren Welten hatte er während der letzten Tage in der Vergangenheit eines Mannes dieser Stadt geforscht: Ralph Cifaretto. Der charismatische junge Italiener sympathisierte mit *Pro Humanity* und hatte es mit bodenständigem Auftreten, xenophoben Thesen und einem Gespür für die Wunden und Ängste, die die Orphanen-Krise und ihre Folgen der Menschheit bereitet hatte, geschafft, vom Nobody zum vermutlich beliebtesten Politiker dieses Planeten zu werden – und das binnen weniger Wochen. Cifaretto war ein Phänomen. Er wirkte so ehrlich und aufrichtig, wie man nur sein konnte, sprach die richtigen Themen an, begegnete jedem – ausnahmslos jedem! – mit schrankenloser Höflichkeit. Doch er hatte auch Seiten, die einigen bedrohlich erschienen. Ansichten, die dem Forschungsdenken der Menschheit zuwider liefen. Und seit er für den Ratsvorsitz kandidierte, sahen diese Einigen Handlungsbedarf.

Jasper Mitchell zum Beispiel. Gemeinsam mit Vincent Taglieri hatte Mitchell versucht, Cifarettos politischen Siegeszug des Vogel-Strauß-Prinzips mit Argumenten auszubreiten. Doch eine viel beachtete Podiumsdebatte in London, zu der Taglieri äußerst widerwillig zugestimmt hatte, hatte wenig getan, den Durchmarsch des Italieners mit den radikalen Ansichten zu stoppen – sondern dazu geführt, dass sich Taglieri enttäuscht wieder zurückgezogen hatte und Cifaretto

seine »Menschheit raus aus dem Weltall«-Sprüche ungehindert weiter unter das treudoof nickende, verängstigte Volk brachte.

Die Erde litt noch immer unter den Folgen des Orphanen-Angriffs. In jedem Land, jeder Stadt standen genügend Ruinen, um daran zu erinnern. In einem solchen Umfeld fiel Cifarettos Saat auf fruchtbaren Boden.

Bis heute.

»Mister al Khaled?« Die Stimme des Rezeptionisten riss Shamar aus seinen Gedanken und zurück in die Gegenwart. »Signor Cifaretto erwartet Sie nun.«

Das ging ja schnell, dachte Shamar, bedankte sich für die Auskunft und ging zu den Fahrstühlen im hinteren Bereich der edel ausgestatteten Lobby. Seine Audienz beim großen Cifaretto stand kurz bevor. Und sie würde garantiert nicht so enden, wie dieser es erwartete.



»Tun Sie's doch.«

Shamar blinzelte. Hatte er sich verhört?

»Ich kann Sie nicht aufhalten, Mister al Khaled, von daher … Nur zu.« Ralph Cifaretto stand am Fenster seiner luxuriösen Suite im obersten Stock des Hauses und sah hinaus auf den Park und die Stadt. Er trug einen eng anliegenden dunklen Anzug, hatte das Haar sorgsam gescheitelt, die Hände fast teilnahmslos auf Brusthöhe gefaltet. Wirkte ganz ruhig, ganz in sich versunken.

Doch seine Stimme verriet ihn. Seine Stimme bebte.

»Signor Cifaretto, ich versichere Ihnen, dass diese Nachricht Folgen haben wird«, warnte Shamar. »Für Ihre politische Karriere, für Ihr Privatleben. Sobald diese Information an die Öffentlichkeit gerät …«

»Wie ich sagte, Mister al Khaled«, unterbrach Cifaretto ihn. »Tun Sie, was immer Sie glauben, tun zu müssen. Ich werde Sie nicht daran hindern.«

Sie waren allein, seit er seine muskulösen Lakaien hinausgeschickt hatte. Anfangs hatte Shamar geglaubt, dies sei geschehen, um unliebsame Mithörer zu vermeiden. Nun aber spürte er, dass Cifaretto keinerlei Angst vor dem hatte, mit dem er hier konfrontiert wurde.

Nein, er kochte vor Wut!

»Ich habe nie behauptet, ein Heiliger zu sein«, fuhr der Italiener

dennoch beherrscht fort. »Und es liegt nicht in meiner Absicht, der Öffentlichkeit Fakten vorzuenthalten, die ihre Meinungsbildung beeinflussen könnten. Von daher: Legen Sie los.«

Shamar fasste es nicht. »Verstehen Sie mich, Signor?«, fragte er und deutete auf das breite Holopanel in der Wand, auf dem die Informationen seines Datenchips prangten, der Kern ihrer Unterhaltung. »Diese Unterlagen belegen eindeutig, dass Sie – und niemand anderes – in den vergangenen fünf Jahren wiederholt Geld veruntreut haben. Sie nutzten Ihre frühere Stellung als Buchhalter des Versicherungsunternehmens *Cattani Securities*, um firmeninterne Überschüsse firmenfremden Zwecken zukommen zu lassen. Geld, das den Versicherten zugestanden hätte. So etwas nennt man Veruntreuung!«

»Ich bin durchaus des Solar mächtig, Mister al Khaled. Mir ist bekannt, wie ein solches Vorgehen genannt wird. Ich habe das Geld zum Wohle der Menschheit benutzt.«

»Sie meinen, Sie haben *Pro Humanity* unterstützt.«

»Die Raumfahrt birgt viele Gefahren. Aber sie birgt noch etwas viel Wichtigeres. Sie wissen sicher, was ich meine.«

»Ich habe nicht die leiseste Ahnung, wovon Sie sprechen«, erwiderte Shamar gelangweilt.

»Gier! Gewinn! Geld!«, flüsterte Cifaretto. »Seit Jahrtausenden die Geißel der Menschheit. Es ist das, was uns schlimmer als Raubtiere macht.«

»Sie predigen gern, habe ich recht?«, fuhr Shamar dazwischen.

Cifaretto lächelte nur. Er ließ sich nicht leicht aus dem Konzept bringen, das musste man ihm lassen. »Raubtiere, Wölfe … Wenn sie satt sind, wenn sie in einer Welt leben, die all ihre Bedürfnisse befriedigt, dann werden sie ruhig. Brav. Fast zutraulich. Doch nicht so der Mensch. Geld macht ihn nicht satt, es macht ihn immer hungriger. Wir sind die einzige Spezies auf diesem Planeten, die vor allem dann immer mehr will, wenn sie satt ist. Die genau dann ihre Bescheidenheit verliert. Die dann zum noch gefährlicheren Raubtier wird.«

»Und daher haben Sie sich bedient. Weil Sie zum Raubtier wurden?«

Erneut lächelte Cifaretto und schüttelte nur herablassend den Kopf. »So war es schon immer. Glauben Sie, Christopher Columbus hat einen neuen Kontinent gesucht, weil er neugierig war? Nein, er suchte nach neuen Reichtümern. Gewinnen! Darum ging es. Und das

ist der Grund, weshalb sich die Menschheit im All befindet. Es geht um Geld. Um Gewinne. Neue Planeten mit wertvollen Erzen. Neue Techniken. Mehr Luxus. Mehr Reichtum. Daher haben die Befürworter der Raumfahrt sehr mächtige und sehr reiche Freunde. Denken Sie nur an Walter Gregorovitch, ein Großunternehmer, CEO von *Far Horizon*, vor Kurzem noch Ratsmitglied. Er schreckte nicht einmal vor der Zusammenarbeit mit Terroristen zurück. Oder Jo Schüssler. Mehrheitseigentümer von Star Trade Inc. … Ebenfalls Ratsmitglied. Was wurde beim Angriff auf die Erde als Erstes gerettet? Es war das Geld. Der Zahlungsverkehr wurde eingefroren, um das Geld zu retten.«

Cifaretto strich sich imaginäre Staubflusen von seinem Jackett. Gab sich so entspannt, als wäre irgendwo eine Kamera auf ihn gerichtet, vor der er das Gesicht wahren musste. »Dagegen sind meine Freunde von *Pro Humanity* machtlos. Sie haben keine mächtigen Geldgeber, die sich einen gewaltigen Apparat an Marketing-Strategen und Lobbyisten leisten können.«

Shamar schluckte. Irgendwie hatte er sich dieses Gespräch anders vorgestellt. »Ihre Motive interessieren mich nicht. Und ich habe kein Interesse daran, Sie anzuzeigen.«

»Natürlich«, erwiderte der Italiener. »Sie wollen mich nur dazu bringen, die Kandidatur zu beenden.«

»Sie sind unglaublich. Sie stehlen den Kunden Ihres ehemaligen Arbeitgebers Geld und verkaufen es als gute Tat. Glauben Sie wirklich, die Menschen geben ihre Stimme einem Dieb?«

Cifaretto lächelte und schüttelte leicht den Kopf. »Sie geben es eher einem Dieb, als einem Menschen wie Jasper Mitchell. Einem Menschen, der damals im Ratsbunker gezeigt hat, wozu er fähig ist.«

Das Regenwasser, das hinter ihm die Scheibe hinab lief, war wie die Quelle, in der er seine Sünden reinzuwaschen vorgab. Sünden, die in seinen Augen ohnehin keine waren. »Ich kann mich nur wiederholen, al Khaled: Ich beglückwünsche Sie zu Ihrer gründlichen Recherche, denn es dürfte eine Aufgabe herkulischen Ausmaßes gewesen sein, diese Informationen zu finden. Und ganz sicher haben Sie dabei keinerlei Gesetze gebrochen, nicht wahr? Aber selbst wenn, dann werden Sie sich sicher damit herausreden, dass es einem guten Zweck diente. So wie Ihr Erpressungsversuch, der mich von der Kandidatur abbringen soll. Alles zum Zwecke der unschuldigen Erforschung des Alls, nicht wahr?«

Sein Blick, bisher auf die Stadt und den Regen gerichtet, kam nun

endlich auf Shamar zu ruhen. »Sie mögen mich einen Dieb schimpfen. Und ich mag Sie als Erpresser und Rechtsbeuger bezeichnen. Sei es, wie es mag. Haben wir eben beide Dreck am Stecken. Doch ich handle zum Wohle der Menschheit. Können Sie das auch von sich behaupten? Glauben Sie wirklich, dass der Menschheit durch die Raumfahrt keine Gefahr droht? Oder ist Ihnen diese Gefahr nicht einfach nur vollkommen gleichgültig.«

Nachdenklich trat er zum Nahrungsverteiler und orderte einen heißen Syntho-Drink. Als er den dampfenden Kunststoffbecher in den Händen hielt, sah er erneut zu Shamar. »Also gehen Sie los, Mister. Sagen Sie der Welt, was für ein böser Mensch ich bin. Zeigen Sie den Wählern, dass Jasper Mitchell die Argumente ausgingen. Dass er die Schlammschlacht braucht, um mich zu besiegen. Sagen Sie Jasper Mitchell …« Er zögerte, schien nach der richtigen Formulierung zu suchen. Dann lächelte er. »Sagen Sie ihm, dass ich nun weiß, wie verzweifelt er ist, wenn er zu derart miesen Tricks greift.«

Shamar schwieg, stand von der schwarzen Ledercouch auf, auf der er gesessen hatte, und nahm seinen Datenchip aus dem Slot am Wandpanel. Dann nickte er. »Sie hatten die Wahl, Cifaretto. Vergessen Sie das nie. Sie hatten eine Wahl.«

Ohne ein weiteres Wort verließ er die Suite. Keine halbe Stunde später saß er in seinem Gleiter und hatte Cifaretto, Rom und den Regen hinter sich gelassen.



Jasper Mitchell sah aus, als hätte er schon bessere Tage gehabt. Der Kopf des ehemaligen Ratsvorsitzenden prangte so groß auf dem Display von Shamars Kom-Konsole, dass die dunklen Augenringe schon auf die Tastatur unterhalb des Monitors zu stürzen drohten, und sein zerzaustes Haar tat sein Übriges, um den unattraktiven Gesamteindruck zu verstärken.

Na ja, dachte Shamar peinlich berührt, *wenn ich mitten in der Nacht rausgeklingelt werde, sehe ich sicher auch nicht besser aus.* Die Menschheit hatte das All bereist und seine Wunder gesehen, nur gegen die Zeitverschiebung tat offenkundig niemand etwas … »Mister Mitchell, ich muss Sie nochmals um Entschuldigung bitten. Es lag nicht in meiner Absicht, Ihre Nachtruhe zu …«

Der kürzlich seines Amtes enthobene Politiker winkte ab.

»Papperlapapp, Commander. Schlafen kann ich, wenn wir diesen Agitator zu Fall gebracht haben. Also, was hat Ihr Treffen ergeben?«

Während sein Gleiter am Rande der Erdatmosphäre entlang glitt und sich dem amerikanischen Kontinent, näherte, schilderte Shamar al Khaled Mitchell, was in Rom vorgefallen war. Der Gedanke, Cifarettos dreckige Wäsche in aller Öffentlichkeit zu waschen, missfiel dem Commander nach wie vor, doch wie Mitchell erkannte er die Notwendigkeit, etwas zu unternehmen. Und er hatte nicht vergessen, was Mitchell ihm bei der Vergabe dieses speziellen Auftrags gesagt hatte: Dass er, Shamar, nicht zuletzt seit seiner persönlichen Vendetta gegen Nickie Berger genau wissen musste, wie sich so etwas anfühlte.{*}

Shamar mochte Skrupel haben, aber er hatte auch das Recht verspielt, sich wegen ihnen Mitchells Wünschen zu verweigern. Weil er selbst, so empfand er es zumindest, keinen Deut besser war. Da hatte Cifaretto durchaus ins Schwarze getroffen.

Nachdenklich spielte er mit dem Datenchip in seiner rechten Hand, ließ ihn zwischen den Fingern hin und her gleiten.

»Verstehe.« Der verschlafen aussehende Politiker nickte. »Er spielt den Unnahbaren, Unbeugsamen. Na, das Lachen wird ihm noch vergehen.«

Shamar verzog das Gesicht. »Ehrlich gesagt, bin ich mir da nicht so sicher, Sir. Cifaretto machte auf mich nicht den Eindruck eines Mannes, der sich um seinen Leumund sorgt.«

Mitchell schnaubte. »Na klar. Weil er darauf baut, dass Justitia lahmt! Da kann der prestigeträchtigste Prozess auf Jahre hinweg verschleppt werden. Bis die Sache auch nur in die Nähe eines Urteilsspruches gerät, ist unser Ralphie längst in Amt und Würden.« Nun erschien ein Lächeln auf seinen Zügen. »Aber er vergisst die öffentliche Meinung. Das Urteil der Masse. Die Macht der Negativ-PR. Nun, die werden wir ihm zeigen.«

»Sie wollen also …?«

»Selbstverständlich, Commander«, unterbrach Mitchell ihn schroff. »Mit jedem weiteren Tag, den wir die Wahrheit über Ralph Cifaretto für uns behalten, wächst sein Ansehen bei der Erdbevölkerung. Es wird Zeit, dass wir ihn ausbremsen, bevor der xenophobe Stuss, den er von sich gibt, noch mehr Wellen schlägt.«

Shamar schluckte. So sehr er auch vom Nutzen eines friedlichen Star Corps und dem Segen der Raumfahrt zu Forschungszwecken überzeugt war, konnte er – erst recht nun, da er dem Mann Auge in

Auge gegenübergesessen hatte – manche von Cifarettos Argumenten zumindest nachvollziehen. Und wie ein Blender, der sich allein darum scherte, in der Öffentlichkeit zu stehen, war ihm der Italiener auch nicht vorgekommen.

Der Datenchip in seiner Rechten kam ihm immer schwerer und schwerer vor.

»Geben Sie's der *GNA*«, sagte Mitchell, dem Shamars Bedenken entweder nicht auffielen, oder der sie schlicht als irrelevant abtat. »Geben Sie's diesem Zeilenknecht Tim Pennington. Der berichtet ohnehin von allem, was nicht bei drei auf den Bäumen ist.«

»Und dann?«

Mitchells Lächeln wurde breiter. »Und dann lehnen wir uns zurück und sehen zu, wie Cifarettos Kartenhaus aus Propaganda und Augenwischerei in sich zusammenstürzt und ihn unter sich begräbt.« Er zögerte. »Glauben Sie mir, Commander, mir schmeckt das so wenig wie Ihnen. Aber der Zweck heiligt mitunter die Mittel. Cifaretto mag ja glauben, der Menschheit mit seiner Vogel-Strauß-Taktik den richtigen Weg vorzugeben, aber Sie und ich wissen genau, wie falsch er damit liegt. Es ist unsere Pflicht gegenüber der Welt, auf der wir leben, zu verhindern, dass der Fortschritt nicht zum Rückschritt mutiert. Unter Cifarettos Führung wäre das der Fall.«

Shamar nickte und bereitete in Gedanken bereits die Nachricht vor, die er Tim Pennington von der *Global News Agency* schicken würde. Die Cifaretto-Fakten würden also auf den Tisch gelegt werden, wo jeder sie sehen konnte. Und dann? Geschah wirklich, was Mitchell sich erhoffte? Er wusste es nicht, und der Zweifel nagte mindestens so sehr an ihm wie die Skrupel, die er dabei empfand.

Die Wahrheit war eine Büchse, die, wenn einmal geöffnet, zu Folgen führen mochte, die vorherzusehen niemand imstande war.

»Verstanden, Mister Mitchell. Ich informiere Sie, sobald die *GNA* die Nachricht verbreitet hat.«

Der Ratsvorsitzende lachte nur und rieb sich mit der Linken über das unrasierte Kinn. »Wozu, Commander?

Den Rest erfahre ich dann ohnehin aus der Presse. Glauben Sie mir – ich weiß, wie schlechte PR funktioniert …«

*

New York, New Plaza Hotel, 11. November 2271

CIFARETTO – FÜR DAS MENSCHLICHE VERSAGEN!

Vincent Taglieri sah auf die Schlagzeile, die ihm vom Monitor seiner Konsole entgegen zu grinsen schien, und hatte schon keine Lust mehr, den dazugehörigen Artikel zu lesen. Das ganze Netz war voll mit dem Kram, und wo man hinblickte, war der Tenor derselbe. Cifaretto hier, Cifaretto da. Es war zum aus der Haut fahren.

»Schöner Mist, nicht wahr?«

Jasper Mitchells Stimme riss ihn aus seinen Gedanken und zurück in die Wirklichkeit des New Yorker Hotelzimmers, das seit einiger Zeit so etwas wie ein Zuhause für ihn geworden war. Ein Ort, an dem er – vergeblich – versuchte, sich von der Erinnerung an Adric zu befreien, den vermeintlichen Jungen, der durch seine Hand gestorben war.

»Soll heißen, sie glauben es, aber es stört sie nicht?«, fragte Vincent und deutete auf das Display, ohne den Blick von der Schlagzeile zu nehmen.

»Oh, sie stören sich dran«, widersprach der ehemalige Vorsitzende des Hohen Rates betont gelassen. »Aber nur soweit, wie es eine gesunde Skepsis zulässt. Haben Sie gestern Penningtons Talkshow gesehen? Stundenlang predigte der Bursche davon, dass niemand schuldig sei, solange diese Schuld nicht einwandfrei bewiesen sei. Spricht von Kampagnen.

Von ausgleichender Gerechtigkeit. Und gleichzeitig schreiben unzählige Leute weltweit Leserbriefe, loggen sich ins Kom-Netz ein und besudeln den Datenhighway mit ihren ›Plädoyers für das Akzeptieren menschlicher Schwächen‹. Lachen Sie nicht, so nennen die einen Diebstahl: menschliche Schwäche!«

Wie schon bei Mitchells letztem Besuch in diesen Räumen, trat Vincent zum Nahrungsverteiler. Dann sah er seinen Gast an. »Sie mochten das Zeug doch letztes Mal.«

Mitchell nickte, also bestellte er zwei Gläser des Getränks, das einer Spezialität seiner sizilianischen Heimat entsprach, die er noch aus Jugendtagen kannte.

»Und jetzt?«, fragte er, als er mit dem Grappa zu seinem Gast zurückkehrte. »Geben Sie auf?«

Mitchell saß auf dem Sofa in der Sitzecke des Zimmers, blickte durch das Fenster hinaus auf die im Sonnenschein unter ihnen liegende Stadt und nippte sichtlich dankbar an dem Getränk. »Gute

Frage«, murmelte er.

»Ich meine, Sie haben alles versucht«, fuhr Vincent fort. »Argumente in London, Schlammschlacht im Nachrichtennetz … Wenn nicht einmal der Beweis der Kriminalität diesen Cifaretto zu stürzen vermag …«

Der ehemalige Ratsvorsitzende seufzte, und Vince fragte sich, ob das an der Situation oder an der Wirkung des Hypnohols lag, das gerade seine Kehle hinab rann und das sofort seine entspannende Wirkung zeigte. Vermutlich an beidem. »Und die Menschheit ins Verderben rennen lassen?«, fragte Mitchell dann. »Nein, Admiral. Die Presse mag mich zum Buhmann abgestempelt haben, und sicher war nicht jede meiner Amtsentscheidungen stets für jeden nachvollziehbar – aber ich ging in diese Branche, weil ich der Erde dienen wollte. Sie voranbringen wollte. Da kann ich nicht tatenlos danebenstehen, während all das vor die Hunde geht. Ich bin Idealist, Taglieri, genau wie Sie.«

»Und stur«, ergänzte Vincent leise und nickte.

Mitchell sah ihn wissend an. »Sie haben keine Ahnung!«, brummte er nickend.

Irgendetwas an dieser Bemerkung – und diesem Blick – versetzte Vince in Unruhe. Ein Verdacht schlich sich in seine Gedanken, der ihm ganz und gar nicht gefiel. »Mitchell, Sie werden doch nicht …«

Konnte ein Blick breiter werden? So wie ein Grinsen? Mitchells tat es, just in diesem Moment.

»Nein. Nein, Mitchell. Vergessen Sie's.«

Noch breiter. Kein Wort, keine Regung. Nur dieser Blick …

»Himmel, Mann, verstehen Sie kein Solar?« Verflucht, warum war ihm, als müsse er sich hier verteidigen? Das war *sein* Zimmer, *seine* Einsiedelei. Mitchell sollte sich glücklich schätzen, dass er ihn überhaupt rein gelassen hatte. Vincent wollte allein sein, um in Ruhe seine Wunden zu pflegen. Er konnte Jasper nicht ausstehen. Hatte der Mann vergessen, dass dieses Gefühl auf Gegenseitigkeit beruhte?

»Habe ich was verpasst? Ab welchem Kapitel sind wir plötzlich Freunde geworden? Sie wollten mir damals das Kommando über die STERNENFAUST verweigern.«

»Neben all Ihren Schwächen wusste ich nicht, dass Sie auch noch nachtragend sind.«

»Ich bin kein Politiker, Mitchell«, sagte Vince zornig. »Und ich will auch gar keiner sein. Es ödet mich an!«

»Und wenn Cifaretto seinen Willen bekommt, wird auch Ihre Zeit als Weltraumforscher bald vorüber sein. Dann wird es noch öder.«

Vincent schüttelte den Kopf. »Vielleicht ist die Welt einfach reif für einen Cifaretto. Sie haben immerhin alles versucht und sind gescheitert.«

»Mit Fakten? Bin ich gescheitert. Mit Dreck? Bin ich auch gescheitert. Aber was ist mit Größe?«

Vince hob die Brauen.

»Die Menschheit klammert sich an Cifarettos Rockzipfel, weil sie Angst hat und er dieser Angst eine Stimme gibt«, fuhr Mitchell fort. »Weil er die Wunden dieser Erde zu seinem Kernthema gemacht hat und somit am Puls der Zeit liegt. Er ist der Schäfer, die Menschheit seine Herde – dankbar darüber, nicht selbst nachdenken zu müssen.«

»Ich verstehe immer noch nicht, worauf Sie hinauswollen.«

»Wir können den Menschen nicht ihren Schäfer wegnehmen. Je mehr wir ihn zu demontieren versuchen, umso mehr klammern sie sich an ihn. Aber was, wenn wir ihnen stattdessen einen *besseren* Schäfer geben. Jemanden, der nicht nur ihre Sorgen versteht – und thematisiert –, sondern auch ihre Fantasie anspricht, ihr Inspiration und Vorbild zugleich ist. Jemanden, der motiviert, nicht deprimiert.«

Vincent sah auf das Glas in seinen Händen. Das Hypnohol war so klar wie destilliertes Wasser.

»Denken Sie an alles, was war, seit Sie und die STERNENFAUST III erstmals von Vesta aufbrachen«, bat Jasper Mitchell leise, nachdenklich. »An die Wunder, die Sie da draußen sahen. Die Kontakte, die Sie pflegten. Den Fortschritt, den Sie miterleben durften. Den Sie mitermöglichten. Soll das alles umsonst gewesen sein?« Der ehemalige Vorsitzende hob das Glas an die Lippen und leerte es in einem Zug. »Sie sind das Vorbild, das die Menschheit braucht! Der Mann, der den Gegenentwurf zu Ralph Cifaretto darstellen kann.«

Damit erhob er sich, trat zum Nahrungsverteiler und schenkte sich nach, als sei es das Selbstverständlichste überhaupt. »Steigen Sie wieder in den Ring, Admiral. Nicht für mich. Sondern für sich selbst. Für Sie und für die ganze, verfluchte Menschheit.«

Kapitel 4 – Die schlimmstmögliche Wendung

Neso-Helemiiru, 13. November 2271

Hätte man ihn im Nachhinein gebeten, den Tag zu beschreiben, Turanor von den Alendei hätte geschworen, es kommen gespürt zu haben. Wie eine Decke habe der Schmerz und die Verzweiflung über diesen Stunden gelegen, so hätte er gesagt, und jeder – wirklich jeder – sei sich ihrer bewusst gewesen.

Doch niemand tat etwas. Weil niemand wusste, was zu tun *war*. Weil alle dachten, es sei ein Tag wie jeder andere und der Schmerz eine Begleiterscheinung der Veränderung, des Wandels. Etwas, das sich legen würde, mit der Zeit.

Die Arbeiten gingen schneller voran als gehofft. Turanor stand vor dem, was einmal das zentrale Regierungsgebäude von Neso-Helemiiru werden sollte – bisher hatten sie sich auf keinen eingängigeren Namen für ihre neue Heimat geeinigt, und seit der Sache mit dem »Turanor-Berg« hütete sich der oberste Alendei, in derartigen Dingen auf seine Mitarbeiter zu drängen – und nickte zufrieden. Die Hilfsbauten aus vorgefertigten Wand-, Decken- und Bodenplatten, in denen sie momentan noch tagten und die Besiedelung dieses Planeten koordinierten, würden bald ein Ding der Vergangenheit sein. Fast war ihm, als kanalisierten seine Mit-Alendei den Schmerz, den sie wegen der verlorenen Zwillingswelten verspürten, in Energie. In den Willen, etwas Neues aus dem Nichts zu schaffen, in das ihr Schicksal sie verschlagen hatte.

Fast.

Turanor wusste, wie sehr sein Volk litt – diejenigen, die bereits hier waren und in den provisorischen Unterkünften hausten, auf den zahlreichen Baustellen arbeiteten und die neue Welt durch Terraforming ein wenig wohnlicher, erträglicher zu machen versuchten, und diejenigen, die noch im Transit oder gar auf Helemaii'nu waren. Die warteten.

Was ihnen allen widerfahren war, war eine Katastrophe, wie sie die Alendei nie zuvor hatten meistern müssen. Denn diesmal kam die Bedrohung nicht von außen, sie kam von innen. Die unwiederbringliche Zerstörung der Heimat bedeutete, und das Leid,

das sie verursachte.

Das sah Turanor, wann immer er seinen Mitstreitern auf Neso-Helemiiru in die Augen sah. Er hörte es in ihren Gedanken, las es in ihren Gesten, ihrer Körperhaltung. Der gebückte Gang, der trübe Blick, die Gesichtszüge, die wirkten, als läge ein dünner, dunkler Schleier über ihnen. Alendei mochten keine dauerfröhlichen Wesen sein, aber sie waren auch nicht die Trauernden, als die sie sich seit Tagen präsentierten. Eigentlich.

Turanor hätte alles gegeben, um diese Schleier von ihnen zu nehmen. Er wusste nur nicht, wie. Wie betrog man Naturgewalten, überlistete man das Schicksal?

Guten Morgen, edler Turanor. Es geht voran, wie ich sehe. Turanor war so in Gedanken verloren gewesen, dass er Leilanii nicht hatte kommen hören. Nun zuckte er zusammen – woraufhin sie lächelte. Doch ihre Augen lächelten nicht. *Hab keine Angst. Ich komme als Helferin, nicht um zu schaden.*

Er winkte ab. *Verzeih meine Unachtsamkeit. Mein Erschrecken basiert auf Gedanken, die nicht hierher gehören, weil sie mich nur von dem ablenken, was vor mir liegt.*

Uns alle, Turanor. Uns alle. Sie nickte langsam. *Jeder hier spürt es. Dies ist nicht unser Heim.*

Er seufzte und kümmerte sich nicht, ob sie es bemerkte. Die Zeit für Fassaden war längst vorüber. *So darfst du nicht denken, Leilanii. Wo ist der Geist des Neuanfangs, den wir vor Tagen erst dort drinnen heraufbeschworen? Wo bleibt dein Enthusiasmus für die Aufgabe, die vor uns liegt? Du selbst hast gesagt, es gehe voran.*

Äußerlich, ja, stimmte sie ihm zu. *Unsere Architekten und Bauleute leisten gute Arbeit, und auch die Evakuierung verläuft dank der Hilfe des Star Corps mittlerweile zügig. Unsere Körper mögen sicher die neue Heimat erreichen. Doch unser Inneres, unsere Gedanken, unsere Sehnsüchte … Sie alle verweilen noch immer auf unserer Heimat.*

Wenige Meter vor ihnen surrten automatische Replikatoren durch die Luft, knapp oberkörpergroße Antigrav-Geräte, die Materie speicherten und nach vorprogrammierten Mustern und am vorgegebenen Ort in Form von Baumaterialien wieder abgaben. Ein komplexes System aus Datensträngen und Programmroutinen bestimmte ihr Handeln, das von einer bei der Bauaufsicht befindlichen Schnittstelle aus beaufsichtigt und koordiniert wurde. Das Geräusch der Maschinen, die quasi Hand in Hand mit den lebendigen Arbeitern an den zukünftigen Behausungen der Alendei

werkelten, hatte etwas Beruhigendes, fand Turanor. So klang Fortschritt, selbst in der Fremde. So klang der Beweis, dass es weiterging. Immer.

Mein Schmerz ist nicht relevant, erwiderte er weitaus bitterer als er wollte. *Niemandes Schmerz ist das. Wir sind nicht freiwillig auf dieser Welt, das ist richtig. Doch wir sind nun mal hier. Und das Beste, was uns zu tun bleibt, ist diese Lage zu unser aller Vorteil zu nutzen. Wie wir es beschlossen haben. Wie wir es alle wissen.*

Er musste nicht in ihre Augen sehen, um zu erkennen, was sie dachte. Die Planeten-These, dieses Buschfeuer der Angst und des Zweifels, steckte ihnen allen in den Gliedern. *Fürchten wir sie, weil uns Neso-Helemiiru wie die Bestätigung dieser Theorie vorkommt*, fragte er sich, *oder kommt uns Neso-Helemiiru wie die Bestätigung dieser Theorie vor, weil wir sie so sehr fürchten?* Narada und die anderen Erdbewohner sprachen in letztgenanntem Fall von einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung: Etwas trat ein, weil man es erwartete und sich unbewusst so verhielt, dass es eintreten musste.

Sag das Kamior, erwiderte Leilanii auf seine an sie gerichtete Aussage. Der Wind, der sich am Fuß des Turanor-Berges brach, spielte mit ihrem dichten, schwarzen Haar, und das Licht der noch so fremden Sonne spiegelte sich in ihren grünen Augen.

Turanor nickte. Seit Tagen schon wirkte der Mann, auf dessen Initiative der letzte Tele-Ring-Versuch zur Rettung Helemaii'nus zurückgegangen war, wie ein Schatten seiner selbst. Der sonst so besonnene, geerdete Wissenschaftler trug schwer an der Last der Veränderung – vermutlich auch, weil seine Bemühungen, sie zu verhindern, nicht ausgereicht hatten. *Wo ist er überhaupt? Seit gestern … nein, vorgestern habe ich ihn nicht mehr zu Gesicht bekommen.* Kamior hatte sich von der Gruppe der Koordinatoren verabschiedet, um in einigen Hundert Kilometern Entfernung den Bau einer größeren Siedlung zu beaufsichtigen, der gerade in die heiße Phase gegangen war, da die Notunterkünfte allmählich knapp und die dortigen Wohnhäuser bald fertig wurden.

Ich weiß es nicht, antwortete Leilanii. *Vermutlich noch drüben. In seinem Quartier war er jedenfalls nicht. Ich ging eben dort vorbei, um ihn abzuholen, aber die Kammer sieht unbenutzt aus.*

Turanor nickte. *Lass uns reingehen, Leilanii. Die Morgenbesprechung steht an, und ich will sehen, ob ich den guten Kamior nicht kontaktieren ka …*

Er hatte den Gedanken noch nicht beendet, da spürte er es. Wie ein

Zerren an der Decke seines Verstandes, ein Nagen am Kuchen seines Ichs, war es plötzlich da: klein, aber nicht zu ignorieren. Und es wuchs!

Als er in Leilaniis weit aufgerissene Augen sah, wusste er, dass auch sie es spürte. Dass es aus der Gedankengemeinschaft stammte, die alle Alendei verband. Und er erkannte, was es war.

Nein, dachte er und merkte, wie seine Knie weich wurden. *Nein, bitte … NEIN!*

*

Herzschlag als Konstante. Als Rhythmus. Anker.

Doch ansonsten: Chaos.

Der Schmerz ist überall, und wird nur noch vom Schock überlagert. Turanor ist, als schwappe eine Welle des Grauens über ihn und reiße ihn mit sich in die Leere, ohne Wiederkehr. Was geschehen ist … Was er da fühlt … Es, nein, es darf nicht sein!

Er sieht in Leilaniis Augen, kleine, helle, vom Glanz der Sonne geküsste Inseln, und sieht das Tränenmeer sich aufbäumen, sieht seinen Schmerz in ihr. Seine Angst. Und er weiß, dass er nicht bleiben kann. Dass er suchen muss, rennen, weg, nur weg. Aufhalten, was doch nicht aufzuhalten ist.

Geh, *hört er Leilanii in seinem Geist und stutzt, zeigt ihm doch ihr ganzes Wesen, dass es ein Frevel wäre, sie ausgerechnet nun allein zu lassen. Doch Leilanii ist nicht nur schön, sie ist klug. Sie weiß, was er tun muss. Vermutlich weiß sie das besser als er.* Geh, *wiederholt sie knapp, als koste der Gedanke allein sie schon alles, was sie noch an Überwindung und Selbstbeherrschung aufzubringen imstande ist.* Geh und … und helfe, Turanor!

Er nickt. Und springt.

Binnen eines Sekundenbruchteils ist er in die Siedlung teleportiert, die Kamiors Ziel gewesen war. Von einem Moment auf den anderen hat er die Rohbauten des Regierungssitzes gegen die fast einzugsfertigen Wohnungen jenseits des Turanor-Berges eingetauscht. Und er sieht die Arbeiter taumeln. Sie sind wie getroffene Krieger, die noch nicht verstehen, dass der Kampf sie verwundet hat und sie eigentlich längst am Boden liegen sollten. Er fühlt wie sie, doch er muss weiter.

Der nächste Gedankensprung bringt ihn in die Außenbereiche, jenseits der Baubegrenzung. Auch hier keine Spur. Auch hier nicht das, was er zu finden befürchtet, nicht wahrhaben will.

Erst der vierte Sprung konfrontiert ihn mit der Wirklichkeit, die er doch längst so sicher spürt, als wäre sie ein Teil seines Körpers. Turanor steht mittlerweile auf dem Dach eines der unfertigen Wohnhäuser, einem mehrstöckigen Klotz aus Design und architektonischer Finesse. Und unter sich, wo sich Wand und Erdboden berühren, sieht er …

Kamior. Den Leib verdreht, die Glieder in absurden, unmöglichen Winkeln von sich gestreckt. Zerschmettert. Das eigentlich so aristokratische Gesicht ähnelt einer zerbrochenen Puppe. Die einst so lebendigen, grünen Augen starr und brüchig. Der sonst so edle Gesichtsausdruck verzerrt zu einer dumpfen, fast dümmlich wirkenden Fratze. Der ganze Körper wie eine Insel in einem stetig größer werdenden Meer aus Blut.

Kamior! *Turanors mentaler Schrei hallt durch den Gedankenraum, seines Volkes wie das Echo einer Totenglocke.* Kamior! *Immer wieder …* Kamior!

*

Izanagi Narada sah … und begriff.

Eben noch hatte er inmitten der Evakuierungszentrale gestanden und gemeinsam mit Turanors Führungsstab die Übersiedelung der letzten Bewohner Helemaii'nus und die Ortszuweisungen der unfreiwilligen Exilanten auf Neso-Helemiiru koordiniert. Nun befand er sich mitten im Chaos.

Rings um ihn schrien die Alendei. Natürlich drangen keine Laute über ihre Lippen, doch man musste nur in ihre Gesichter sehen, um den Schmerz zu verstehen, den sie fühlten. Die Hoffnungslosigkeit. Dazu hätte es des mentalen Klagegeheuls nicht bedurft.

Izanagi war, als sei sein Geist ein Deich, der von heranströmenden Fluten überfallen wurde. Von überall her drangen Gedanken auf ihn ein, empfing er Verzweiflung und Pein. Normalerweise gelang es dem empathisch begabten jungen Mann, der einst dem Orden der Christophorer angehört hatte, nur bedingt, sich an der mentalen Unterhaltung der Alendei zu beteiligen – wenngleich er sie über Turanor schwach im Geiste hören konnte –, nun aber schienen sämtliche Dämme gebrochen. Die Intensität, mit der diese Bilder und Rufe des Schmerzes auf ihn niederfuhren, übertraf alles, was er bisher in Gegenwart der äußerlich doch so menschenähnlichen Außerirdischen erlebt hatte.

Und es drohte, seinen Schädel zerbersten zu lassen. Zumindest fühlte es sich so an.

»Was?«, rief Izanagi zwischen zusammengebissenen Zähnen ins Rund und sah von einem der Anwesenden zum nächsten. »Was kann ich tun? Wie kann ich helfen?« Doch er ahnte, wusste, spürte geradezu, dass hier jede Hilfe zu spät kam.

Kamior!

Der Schrei hallte in ihm wider, als hätte er ihn selbst formuliert, aber Izanagi erkannte die Quelle umgehend. Das war Turanor. Sein Freund von den Alendei. Er hatte … Er musste …

Selbstmord.

Die Erkenntnis traf ihn wie ein Schlag in die Magengrube, raubte ihm die Luft und für einen kurzen Augenblick beinahe sogar die Sinne.

Ein Alendei hatte sich das Leben genommen.

In der Gemeinschaft dieses Volkes war ein solcher Vorfall nahezu undenkbar. Kaum ein Alendei hatte je derart Hand an sich selbst gelegt. Zwar hatte es mitunter Alendei in den Freitod getrieben, wenn sie aus disziplinarischen Gründen aus der Gedankenverbindung ausgeschlossen worden waren, die alle Wesen dieser Spezies miteinander verband, jedoch waren das Kriminelle gewesen, sozial Unangepasste, deren Ausschluss allein schon mehr Leid und Bedauern in die Alendei-Kultur gebracht hatte, als es ihr Tod je hätte können. Sie waren zu diesem Zeitpunkt nicht mehr Teil der telepathischen Gemeinschaft.

Das hier war neu. Ein dramatischer, tragischer Präzedenzfall. Und er raubte diesen so kultivierten, besonnenen Kreaturen des Alls die Beherrschung.

Plötzlich ahnte Izanagi, dass das Chaos, dem er sich im Innern der Koordinationszentrale von Neso-Helemiiru gegenübersah, überall herrschen musste, wo Alendei waren. Hier im Exil, daheim auf den Zwillingswelten Helemaii'nus, irgendwo im Transit. Sie alle litten unter dem Loch, das so unvermittelt in ihrer Gemeinschaft entstanden war. Sie litten unter den Qualen, die den Toten zu dieser sinnlosen Tat getrieben hatte.

Kamior hatte den Schmerz nicht mehr ertragen. Die Trennung von seiner alten Heimat war zu viel für den Wissenschaftler gewesen, der erst vor Kurzem sein gesamtes Renommee in die Waagschale geworfen hatte, um eben diese Heimat zu retten – vergeblich. Und er hatte seinen Schmerz nicht durch den Halt in der Gemeinschaft

lindern können.

Seit Tagen schon hatte Izanagi den Eindruck, als beobachte er zunehmende Depressionen bei seinen Gastgebern. Als wüchsen die Schatten, die sich über die Mienen der Alendei gelegt hatten, seit sie im aussichtslosen Kampf um die Rettung Helemaii'nus kapitulieren mussten, von Stunde zu Stunde. Schwarze Schleier schienen seitdem über den Zügen der Alendei zu liegen, und wann immer Izanagi einem von ihnen ins Gesicht gesehen hatte, war ihm, als sei die Textur dieser imaginären Schleier wieder ein Gutteil dichter geworden.

Ein Kokon, schoss es ihm nun durch den Kopf. *Ein Kokon aus Trauer.* Die Erkenntnis allein war genug, einen mitfühlenden Mann in den Wahnsinn zu treiben.

Plötzlich war Turanor da. Der oberste Alendei war in die Koordinationszentrale teleportiert und stand nun inmitten seiner verzweifelten Leute. Izanagi erstarrte. Er hatte seinen so eigenartigen Freund schon in vielen Situationen erlebt und nicht zuletzt erst kürzlich, nach der heldenhaften Rettung der Sichelraumer-Piloten im Orbit der Zwillingswelten, gesehen, was Schmerz für ihn bedeutete. Aber was sich nun in den Zügen des schwarzhaarigen Anführers dieses Volkes abspielte, übertraf Izanagis Vorstellungskraft bei Weitem. *Dieser* Schmerz war mehr, als er den Alendei zu ertragen zugetraut hätte!

Izanagi Narada spürte die Agonie Turanors, der sich so umgehend an ihn gewandt hatte, dass gar kein Zweifel daran bestand, wegen wem er den Weg hierher auf sich genommen hatte. Dem Einzigen auf dieser Welt, den Kamiors Suizid nicht an den Rand des Wahns brachte. Es überstieg fast sein mentales Fassungsvermögen. Izanagi atmete nach, schnell, hektisch. Sein Blick ging suchend von rechts nach links, sehnte sich nach Orientierung, nach Konstanz. Nur fand er nichts.

»Was kann ich tun?«, rief Izanagis gedanklich in den Schmerz.

Doch er wusste es längst. Er *spürte* es.

Izanagi Narada sah den Deich seines Verstandes vor seinem geistigen Auge. Roch die salzigen Fluten des Wahnsinns und der Verzweiflung, die auf ihn einströmten. Und dann … riss er den Deich ein, ergab sich dem Wasser, wurde Kanal!

Der Rest war Pein.

Die Welt um ihn herum verschwand. Eine Wand aus Schwärze legte sich über alles, raubte Kontext, nahm Orientierung. Nur noch Turanor

war da – der Mann, der fast an seinem inneren Schmerz gestorben wäre. Der Mann, dessen Leid Izanagi teilen musste, um ihm zu helfen. Vielleicht. Hoffentlich.

Der junge Japaner trieb im Ozean der eigenartigen Gedankenverbindung, die er und der oberste Alendei soeben eingegangen waren, und er drohte zu ertrinken. Das war zu viel. Das ertrug er nicht. Er wollte ja helfen, retten, wo immer er konnte – aber das? *Nein, Turanor. Nein. Ich … ich kann … ich kann nicht …*

Instinkt wurde zu Gewinsel, Kraft zu Schwäche. Wo eben noch ein Bewusstsein gewesen war, das sich der Vergangenheit entsann und die Gegenwart verstand, befand sich mit einem Mal nur noch Wahnsinn. Nur noch Schmerz.

Den Blick auf Turanors panisches, hilfloses und, oh, so unendlich trauriges Gesicht geheftet, ging Izanagi Narada in die Knie, riss den Mund auf, bis sein Kiefer schmerzte.

Und er tat das, was Turanor nicht konnte. Er brüllte den Schmerz hinaus.

Kapitel 5 – Lockruf der See

New York, 20. November 2271

Nur fragende Gesichter. Nur Skepsis.

Aber es kümmerte ihn nicht. Nicht mehr. Er wusste endlich – endlich! – was zu tun war. Seine Kreuzung lag hinter ihm. Der Weg voraus war klar und so offen wie ein aufgeschlagenes Buch.

»Admiral, wir wären dann soweit. Noch zehn Minuten, in Ordnung?«

Der Knirps – wie hatte sein Name gelautet? Harry? Larry? Er wusste es nicht mehr – war persönlich gekommen, um den Star des Abends zu informieren. Keine Nachricht via Kom-Kanal, keine Textmitteilung, keine Lakaien. Das hier, so machte die Anwesenheit des Burschen dort im Türrahmen seiner kleinen Garderobe mehr als deutlich, war wichtig. Auch wenn es niemand zu begreifen schien. Ersteres war Vince Taglieri eine kleine Genugtuung, Letzteres war ihm egal. Sollten sie zweifeln. Er sah es ihnen gern nach. Schließlich hatte auch er lange genug gezweifelt. Zu lange.

»Ja, doch, wir wissen's«, entgegnete Jasper Mitchell schroffer, als Vince es für nötig hielt. »Wir können die Uhr lesen.«

Larryharry der Knirps nickte nur und lächelte. Kein Anzeichen davon, dass die Kritik des ehemaligen Ratsvorsitzenden auch nur zu ihm durchgedrungen wäre. »Hals und Beinbruch, Sir«, sagte er überflüssigerweise. »Ich … Ich bin gespannt, was Sie uns erzählen wollen.«

Oh, das war Vince auch. Wenngleich er mittlerweile ein relativ gutes Bild davon hatte. Es war eigenartig, doch je näher der Termin rückte, desto sicherer wurde er sich der Formulierungen und der Redestruktur, die er seit Tagen im Geiste er- und überarbeitete. Seit er Mitchells Vorschlag zugestimmt hatte.

»Zweitausend Leute im Saal«, murmelte der unehrenhaft geschasste Politiker gerade. Er hielt sich die Hand ans Ohr. Vincent ahnte, dass er einen kleinen Empfänger in ihrer Muschel halten musste, über den ihn seine Mitarbeiter außerhalb der Garderobe mit den aktuellsten Informationen versorgten. »Nicht gerade die Welt.«

Vince lächelte nur. »Aber es wird sie sein. Die Welt. Dafür haben Sie gesorgt.«

Und das war überraschend einfach gewesen. Allein die Ankündigung, einer der namhaftesten Admirale des Star Corps und Kommandant der S.C.S.C. STERNENFAUST III wolle sich in einer öffentlichen Ansprache an das gesamte Volk richten, hatte bei den stets nach Sensationen gierenden Medien eine wahre Lawine der Aufmerksamkeit losgetreten. Sender und Programmproduzenten hatten sich buchstäblich überboten, sich die Übertragungsrechte und das Format der Rede sichern zu können. Alle waren im Rennen gewesen, weltweit, und es bereitete Mitchell noch jetzt eine nahezu diebische Freude, dass ausgerechnet sein Busenfeind Tim Pennington von der *GNA* den Zuschlag erhalten hatte – wobei Zuschlag ein zu hoch gegriffener Begriff war. Die *GNA* hatte bei Weitem nicht das attraktivste Angebot unterbreitet, aber für Mitchell und Taglieri kam es einer Art poetischer Gerechtigkeit gleich, dass ausgerechnet der Mann, dessen Berichterstattung maßgeblichen Anteil an Mitchells Fall und Cifarettos Aufstieg gehabt hatte, nun auch dieses Kapitel der ganzen Geschichte begleitete. Medienhuren wie er drehten ihr Fähnchen ohnehin nach dem Wind, oder?

Für Taglieri machte es keinen Unterschied. Geld hatte ihn noch nie interessiert.

»Da haben Sie verdammt recht«, murmelte Mitchell gerade. Es war absurd, aber er wirkte nervöser als Vincent, obwohl er doch nicht derjenige war, der in nicht einmal zehn Minuten zu einem Milliardenpublikum sprechen wollte. »Diese Welt und alle Kolonien. Selbst die Genetics haben Interesse signalisiert, die Aktion zeitversetzt in ihr Netz zu stellen.«

»Wenn Sie mich bitte begleiten würden?«, hörte er eine mit bezauberndem Timbre versehene Frauenstimme sagen.

Vince sah zur Tür, die Larryharry offen gelassen hatte, und sah die Schöne wieder. Sara Irgendwas. Sie hatte sie hergebracht, nachdem ihr Privatgleiter auf dem Dach gelandet war, und schon da angekündigt, sie auch persönlich zum Podium zu geleiten. Der Moment war offenkundig gekommen.

»Was? Jetzt schon?« Mitchells Lampenfieber schien gerade HD-Raum-Tempo erreicht zu haben. »Das Männlein eben sprach von zehn Minuten!«

»Bis zum Beginn der Sendung, richtig«, gab Sara so gelassen zurück, als habe sie jeden Tag mit panischen Talkgästen zu tun. Vermutlich hatte sie das sogar. »Aber in der Zeit müssen Sie noch ins Studio. Hier lang, Gentlemen.«

Die Flure des New Yorker *GNA*-Gebäudes am Rockefeller Plaza, einer traditionsreichen Adresse für Medienschaffende der amerikanischen Ostküste, waren so luxuriös ausgestattet, wie die Garderoben spartanisch waren. Vince und Mitchell schritten über nahezu unterschenkeldicke Teppiche und vorbei an von den Wänden prangenden Holo-Bildern der Stars des Hauses: Barry Champlain, Larry Kring, Tim Pennington … Eine Netzlegende nach der anderen grinste ihnen entgegen, als wolle sie ihnen Glück für den bevorstehenden Auftritt wünschen.

*

»Noch fünf, vier, drei …«

Räuspern. »Hier ist *GNA Today*, die *Late Show* mit mir, Ihrem Tim Pennington. Guten Abend da draußen.« Schlafzimmerblick in die fliegende Kamera, Vertrauen schaffen. Typ von Nebenan werden. »Meine Damen und Herren, danke, dass Sie sich auch dieses Mal für uns entschieden haben. Ich kann Ihnen versprechen: Sie werden es nicht bereuen. Unser heutiger Gast ist, das kann ich wohl mit Fug und Recht behaupten, so etwas wie eine lebende Legende. Rear Admiral Vincent F. Taglieri, gebürtig aus der Subregion Sizilien, hatte bereits viel von der Welt gesehen und ihr in administrativen Ämtern wertvolle Dienste geleistet, bevor er sich vor einigen Jahren aufmachte, das All zu erkunden. Als Kommandant der S.C.S.C. STERNENFAUST, dem Flaggschiff des Star Corps, ist er seitdem an vorderster Stelle, wo immer sich neue Möglichkeiten, neue Wunder, aber auch neue Krisenherde auftun. Heute Abend wird er uns auf eigenen Wunsch hin ein wenig über dieses Leben berichten: ein Leben zwischen den Sternen. Meine Damen und Herren, Admiral Vincent Taglieri.«

Höflicher Applaus der zweitausend Zuschauer im Saal.

»Guten Abend«, begann Vince ohne Umschweife, wobei ihm in diesem Moment einfiel, dass sicher nicht überall auf der Erde, wo man ihn sah, Abend war.

»Ich bin heute hergekommen, um Ihnen eine Geschichte zu erzählen. Sie handelt von einem Jungen, den ich einst kannte. Und ich benutze die Vergangenheitsform bewusst, denn dieser Junge ist tot. Er ist tot, weil ich ihn umgebracht habe.«

Vince hatte vermutet, dass an dieser Stelle ein Raunen im Publikum

einsetzen würde. Doch alle blieben still.

»Sein Name war Adric. Siebzehn Jahr alt, klein, braune Haare, Sommersprossen, Stupsnase. Und nervtötend. Hochintelligent, wissbegierig, freundlich. Er sollte mein Schüler sein. Er sollte mich im All begleiten. Eine Idee, die ich stets für reinen Irrwitz hielt. Das All bereisen, das heißt: Kriege, Krisen, Konflikte. Es ist anstrengend. Man trägt eine hohe Verantwortung. Für die Menschen, die unter einem dienen. Aber auch für die Menschheit, die man repräsentiert. Und als ich mich endlich an den Gedanken gewöhnt hatte, entpuppte sich dieser Junge, der Junge, der monatelang mein Vertrauen und das meiner Crew genoss, als hochgefährliche Nemesis. Er war ein Orphane.«

Jetzt war es da. Das Raunen aus zweitausend Kehlen.

»Als sich mir die Gelegenheit bot, habe ich diesen Orphanen vernichtet. Ich schoss auf ein Wesen, das älter war als die Menschheit.«

Erneut nahm Vince einen Schluck aus dem bereitstehenden Becher und bedauerte, dass es kein Hypnohol war.

»Mister Cifaretto hat recht. Mit allem, was er sagt. Das All birgt unzählige Gefahren. Heimtückische Gefahren. Es gibt Hinterhältigkeiten. Intrigen. Kämpfe. Kriege, die an Grausamkeit sogar noch alles übersteigen, was sich bislang auf der Erde abgespielt hat. Konflikte, die wir allein durch unsere Unwissenheit auslösen, und die dann Tausende das Leben kostet. Das All ist kalt. Grausam. Gnadenlos. Endlos. Wer je mitten im Nichts an einem Raumschifffenster stand, kennt das Gefühl. Man glaubt, in einen endlosen Abgrund zu blicken und fragt sich, warum man nicht zu Hause geblieben ist.«

Nun, zum ersten Mal seit Beginn seiner Rede, lächelte Taglieri.

»Im All gibt es böse Mächte, welche die Gestalt eines harmlosen Jungen annehmen. Es gibt Mental-Parasiten, die den Willen von Herrschern brechen und sie einen sinnlosen Krieg befehlen lassen. Es gibt Wesen dort draußen, die in der Lage sind, ganze Welten zu vernichten. Wesen, denen es egal ist, wenn dabei Leben vernichtet wird. Wesen, für die wir nicht mehr sind als Ameisen. Wenn Sie alle es für Wahnsinn halten, sich dort hinauszuwagen, dann ist das ist gutes Recht. Vielleicht musste tatsächlich erst die Apokalypse in greifbare Nähe gelangen, damit wir erkennen, wie kostbar und wundervoll unsere Erde ist, und dass es gar keine Gründe gibt, dort draußen nach etwas Besserem, ja, vielleicht sogar nur nach etwas

Vergleichbarem zu suchen.«

Wieder machte Vince eine Pause. Aus den Augenwinkeln sah er das verblüffte Gesicht des Moderators. Er musste ein Lächeln unterdrücken, wenn er an das Gesicht von Jasper dachte, das im Moment sicher rot angelaufen war.

»Doch dann hören wir auch auf, Menschen zu sein!«, rief Vince nun mit lauter Stimme. »Denn, ob Sie es wollen oder nicht: Es steckt uns im Blut. Es ist Teil unseres Wesens. Schon als die ersten Lebewesen das Element des Wassers verließen und das Festland besiedelten, taten sie etwas Unvernünftiges. Aber so ist der Mensch. Er verkriecht sich nicht zu Hause hinter dem Ofen. Er erforscht seine Umwelt. Mit riesigen Schiffen begab sich der Mensch in den stürmischen Ozean, um neue Kontinente zu erforschen.

Er erklomm Berge bis in schwindelerregende Höhen. Und er träumte seit Jahrtausenden davon, hinauf zu den Sternen zu reisen. Wir leben in einer Zeit, in der dieses Wunder, von dem die Menschheit so lange träumte, wahr geworden ist. Und wir sollten dankbar dafür sein. Denn dort draußen sind sie: die Wunder! Dort draußen ist der Ursprung von allem. Dort draußen sind die Antworten auf unsere Fragen! Das All dort draußen zeigt uns, wer wir sind. Was wir sind.«

Nun gab es erstmals Applaus, und Vince wartete, bis er sich gelegt hatte.

»*Ulisses' neu're Welten* erwarten uns. Sie sind ein Teil von uns, auch wenn wir sie noch nie sahen. Nur dort draußen kann unsere Neugier gestillt werden. Eine Neugier auf das Leben im All! Und Sie werden sehen: Dort im All lauern nicht nur Gefahren und Feinde. Es lauern auch die Freunde von Morgen. Wunder. Legenden. Dort draußen ist unsere Zukunft.«

Ein Nicken. Ein kurzer, knapper Blick nach rechts, doch Pennington schwieg. Hatte nichts zu bieten, nichts zu sagen. Alles war gesagt.

Kapitel 6 – Wie Salz in offenen Wunden

STERNENFAUST, 26. November 2271

»Hypertonische Krise. Blutdruck bei 210 zu 150. Grundgütiger, er stirbt!«

»Verflucht, Chrissie, stehen Sie hier nicht rum und sagen mir, was ich ohnehin sehe. Tun Sie lieber etwas, damit sich das ändert!«

Ashkono Tregardes barsche Worte waren genau das, was die junge Laborassistentin hatte hören müssen, um aus ihrer Schockstarre zu erwachen. Sofort griffen die antrainierten Reflexe wieder und ließen sie so funktionieren, wie sie es sollte.

Und doch …

Er stirbt. Ihr so unbedachter und gerade deswegen so grauenvoll wahrer Ausruf hallte in Turanors Kopf wider wie das Echo einer Totenglocke. *Izanagis* Totenglocke.

»Wir haben Ihre neue Welt offensichtlich keine Sekunde zu früh erreicht«, murmelte Captain Mulcahy. Der junge Offizier von der STERNENFAUST stand neben Turanor und betrachtete das Geschehen auf der Krankenstation seines Schiffes mit der gleichen Mischung aus Sorge und Resignation, wie ihm auch der oberste Alendei beiwohnte. Nur ohne die Schuldgefühle, die an Turanor nagten, seit Izanagi vor diesem zu Boden gegangen war. Seit der Schrei des jungen Erdenmannes zum Ventil des Schmerzes eines gesamten Volkes geworden war.

Kamiors Suizid – und wie schmerzhaft war es, allein diesen Gedanken zu formulieren! – war der Gedankengemeinschaft der Alendei noch immer Quell unsäglichen Leids, doch Izanagis Bereitschaft, einen Teil von Turanors Schmerz mit ihm zu teilen, hatte ihrem Anführer zumindest die Möglichkeit zurückgegeben, wieder Herr seiner Handlungen zu sein und bewusste, rationale Entscheidungen zu treffen. Die Pein und das Loch, das Kamiors Tod verursacht hatten, waren immer noch da, aber Izanagis Einsatz wegen überlagerten sie nicht länger Turanors Verstand.

Sondern den seines menschlichen Gefährten.

»Neuralwerte liegen bei achtzig Prozent über der Norm. Tachykard bei 160. Doktor, das ist eine absolute Arrhythmie.« Chrissie Changs Blick ging zwischen dem zuckenden, schweißnassen Leib des

Patienten und der über diesem schwebenden, holografischen Darstellung seiner Biowerte hin und her. Turanor war kein Mediziner, aber er nahm wohl die Dringlichkeit der Situation wahr. Es ging um Izanagi Naradas Leben.

»Patient ist zyanotisch«, rief Ashkono Tregarde über das Plärren der laut Alarm schlagenden Medo-Scanner, damit auch seine Worte vom elektronischen, im Hintergrund laufenden OP-Protokoll verzeichnet werden konnten. »Kaltschweißig. Leichter Blutausfluss aus beiden Ohren, flatternde Augenlider. Verdammt, wenn ich es nicht besser wüsste, würde ich sagen, wir hätten es mit einem klassischen Grandmal-Anfall zu tun. In dem Fall wüsste ich, wie ich ihn behandeln muss. Aber das hier ist kein Gehirnkrampf. Das hier ist mehr …«

Plötzlich wurde das Plärren lauter. Die 3D-Projektion von Naradas Körper war wie ein Querschnitt, zeigte Organe und Blutbahnen, Nervenstränge und Knochen – allesamt verbunden mit ikonografischen Schautafeln, die die Mediziner durch Berührung vergrößern und anhand derer sie die betreffenden Biowerte ablesen konnten. Nun hatte der Bereich rot zu blinken begonnen, der Izanagis Lunge symbolisierte.

Chang reagierte sofort. »Beide Lungenflügel kollabieren!«

Hektische Betriebsamkeit prägte jede ihrer Bewegungen, und auch die der drei anderen um Naradas Biobett versammelten Mediziner. Jeder Handgriff saß, jede Geste war zielgerichtet und Resultat langer Erfahrung. Turanor musste diese Menschen nicht kennen, um zu wissen, dass sie es gewohnt waren, um Leben zu kämpfen. Doch wann immer er in ihre Augen sah, spürte er, dass sie *diesen* Kampf bereits für verloren hielten.

Dennoch gaben sie nicht auf. »Thoraxdrainage, schnell!«, bellte Dr. Tregarde. »Bereiten Sie den medizinischen Laser vor, dreiviertel Stärke. Verflucht, warum dauert das denn so lange?«

Befehle wurden gerufen, und der Bordcomputer setzte sie in Taten um. Izanagis blasser, aufgedunsener Leib zuckte so stark, dass das Team der Krankenstation ihn mittels vom Biobett ausgehender Kraftfeld-Stränge sichern musste. Andernfalls hätte jeder chirurgische Eingriff ein untragbares, unkalkulierbares Risiko bedeutet.

»Sie schaffen es«, murmelte Mulcahy, dem Turanors Gesichtsausdruck nicht entgangen zu sein schien. »Sie haben es noch immer geschafft. Keine Sorge.«

Turanor sah die beruhigenden Gesten Mulcahys, die ihm

bedeuteten, dass alles in Ordnung käme. Allerdings spürte er die unterschwellige Nervosität des Mannes, die eine andere Sprache zu sprechen schien.

Izanagi, dachte der oberste Alendei. *Was haben wir nur getan …*

»Akutes Abdomen, Doktor«, erinnerte Chang ihren Vorgesetzten an Naradas aufgeblähten Bauch. »Da drin kann jederzeit …«

»Chrissie, zum letzten Mal: Ich habe Augen im Kopf.« Tregardes Ungeduld wurde nur noch von seiner Konzentration übertroffen. »Aber wenn wir jetzt nichts gegen seine Lungenbeschwerden unternehmen, *kann* ihm der Rest seiner Organe gar keine Probleme mehr bereiten. Toten ist der Zustand ihrer Milz in aller Regel schnurzegal.«

Die junge Frau schluckte, sparte sich aber jeden weiteren Kommentar. Mit geübter Präzision programmierte sie den Roboterarm, der den Laser auf Izanagis bloßen Brustkorb ausrichtete, aktivierte den dünnen Strahl, der sich durch Haut, Gewebe und Knochen schnitt.

Der bis dato völlig wehrlos auf dem Rücken liegende Patient bäumte sich mit einem Mal auf, als habe man Unmengen an Elektrizität durch seinen Körper gejagt. Lautes Computergeheul und plötzlich im Schulter- und Bauchbereich erschienene Brandwunden auf der Haut suggerierten, dass Izanagi die Fesselung der Kraftfelder durchbrochen hatte. So stark war sein inneres Feuer, so massiv waren seine Zuckungen.

»Ösöphagusvarizenblutung!«, rief Chrissie Chang abermals.

Turanor hörte, wie Mulcahy neben ihm scharf die Luft einzog.

Tregarde reagierte prompt und mit bewundernswerter Sachlichkeit. »Das Abdomen. Verdammt, wir bekommen heute auch alles gleichzeitig. Sofort den Laser abschalten, bevor wir ihm versehentlich die Halsschlagader durchtrennen!«

»Ich verstehe nicht viel von derartigen Dingen«, wandte sich Captain Mulcahy an seinen alendeischen Besucher, als könne er ihm übersetzen, was jenseits der Beobachterscheibe im grell ausgeleuchteten OP-Saal der Krankenstation geschah. »Aber soweit ich weiß, bedeutet das, dass Izanagi innere Verletzungen im Bauchbereich haben muss. Seine Organe dürften angegriffen sein.«

»Was sagt der Scanner, Leute? Perforiert da irgendetwas?«

Dr. Tregarde sprach mit seinem Team, ohne den Blick von dem abzuwenden, was seine eigentliche Aufmerksamkeit beanspruchte.

»Leber und Galle haben damit angefangen, soweit der Scanner sehen kann«, meldete einer der beiden anderen Mediziner, ein junger Mann mit Schnurrbart und dunkler Haut. »Magen und Gedärme beginnen, sich zu zersetzen. Nicht mehr lange, und wir sehen die Spuren der Nekrotisierung auch an den äußeren Extremitäten. Er stirbt uns weg, Doktor!«

»Nicht, wenn ich es verhindern kann«, knurrte Tregarde. Plötzlich hob er den Kopf, ließ von seinen Vorbereitungen ab. »Natürlich …«, murmelte er, als sei ihm etwas eingefallen, was er zu greifen versuchte. Sein Blick suchte Turanor jenseits des Sichtfensters und fand ihn. »Turanor, was ist dort unten geschehen? Hat es etwas mit Naradas telepathischer Begabung zu tun? Geht das hier auf … Ich weiß nicht … auf einen Kontakt mit der alendeischen Gedankengemeinschaft zurück?«

»Doktor, was tun Sie? Wir müssen …«

»Lassen Sie mich, Chrissie«, würgte er sie schroff ab. »Nur ein Wunder kann diesen Mann noch retten. Ich hoffe, ich habe es gefunden.« Lauter fuhr er fort: »Turanor, ich weiß, dass Sie mich hören können. Vielleicht verstehen Sie nicht, was ich Ihnen sage, aber ich muss es probieren. Stand Izanagi in Kontakt mit Ihrer Gedankengemeinschaft? Nicht mit Ihnen allein, sondern mit allen Alendei?« Dabei machte der Arzt eine Handbewegung, mit der er von seinem Kopf auf den Turanors deutete und dann einen weiten Kreis beschrieb.

Mittlerweile drang das Blut auch aus Izanagis Mund. Wahre Sturzbäche des roten Lebenssaftes sprudelten aus ihm hinaus, spritzten auf seine zerschundene Haut und seine zerrissene Kleidung.

Turanor schien verstanden zu haben und nickte.

Tregarde … Mulcahy konnte es kaum glauben! Bei allem, was heilig war: Tregarde schien zu lächeln! »Alles klar«, sagte er. »Myloforzin 33C vorbereiten. Zwei volle Dosen. Schnell, schnell.«

»Ein Gehirnstimulus? Doktor, die Neuralwerte sind das Geringste seiner Probleme.«

»Chrissie, *Sie* kosten *mich* bald den letzten Nerv!« Tregarde schnaubte, ließ aber nicht von seiner Arbeit ab. »Das Gehirn ist die Ursache all seiner Leiden. Was immer mit ihm geschehen ist, fußt auf einer mentalen Überlastung. Izanagis Geist hyperventiliert sozusagen, und was wir hier sehen und vergeblich einzudämmen versuchen, ist nur das Resultat dieser ursprünglichen, psychischen Verletzung. Wenn meine Theorie stimmt, könnte das Myloforzin den Kern seines

Leidens heilen. Wenn nicht, haben wir Izanagi ohnehin längst verloren.«

Ohne ein weiteres Wort verabreichten die Mediziner der STERNENFAUST ihrem Gefährten das Mittel – und nahezu sofort ließen die Zuckungen nach, verlangsamten sich Naradas Herzschlag und Atemfrequenz.

»Die Werte normalisieren sich«, rief der Schnurrbärtige über das Plärren der Scanner. »Sofern man hier überhaupt noch davon sprechen kann.«

»Keine Sorge, Klasen«, gab Tregarde grimmig zurück. »Um die Folgeschäden kümmern wir uns noch. Im Vergleich zu dem, was wir hier eben gemeistert haben, wird eine Lebertransplantation das reinste Kinderspiel.«

Was bin ich?, dachte Turanor. *Ein Unglücksbringer. Ich habe mein Volk nicht retten können, sondern schickte es in ein Exil, in dem es sich derart verloren fühlt, dass es den Freitod der Existenz in der Fremde vorzieht. Ich habe Leid über es gebracht, und ich habe Izanagi, unseren geehrten Gast, an den Rand des Todes befördert. Ich bin ein Nichts. Nicht Kamior hatte den Tod verdient, sondern ich. Der Mann, der an seinem Elend Schuld trug. Wo immer ich bin, bringe ich Vernichtung. Was immer ich beginne, endet im Schmerz.*

Captain Mulcahy sagte irgendetwas, doch der oberste Alendei sah nicht länger hin, achtete nicht auf seine Umgebung. Ein letztes Mal atmete er die kühle Luft im Beobachtungsraum der medizinischen Einrichtung an Bord der STERNENFAUST – und dann teleportierte er sich davon.

*

Einstein

»Meister William! Wie nett von Ihnen, abermals vorbeizuschauen.«

Ahoo I. Shahi war die Freundlichkeit in Person. Wie selbstverständlich – und mit einem Lächeln, das aufrichtiger wirkte, als so manches, was dem Christophorer-Mönch während seiner bisherigen Zeit auf dem Genetic-Planeten begegnet war – trat sie beiseite und ließ ihren Gast von Sirius III passieren. Seit William ihre traditionelle Frage – »Wie alt sind Sie, Meister William?« – mit der richtigen Antwort gewürdigt hatte – »Ich bin 4,6 Milliarden Jahre

alt.« – hatte sich die Art, in der Shahi mit ihm umging, deutlich gewandelt. Zwar war die über hundertjährige Genetic mit den persischen Wurzeln auch schon der Inbegriff der Herzlichkeit gewesen, als William sie, Dana im Schlepptau, erstmals aufgesucht hatte, doch erst seit ihrem Treffen unter vier Augen fühlte er sich, als nehme sie ihn wirklich wahr. Als nehme sie ihn ernst.

»Was führt Sie zu mir?«, fragte Shahi, deutete einladend auf die bequeme Couch im Wohnbereich ihrer Unterkunft, und machte sich an einem Gerät zu schaffen, das in die gegenüberliegende Wand eingelassen war und dem Geruch nach diverse Tee-Sorten kredenzen konnte. »Und viel wichtiger: Wie geht Ihre Arbeit voran?«

Bei seinem letzten Besuch hatte er ihr gestanden, was er zu tun beabsichtigte. William war wegen Dana auf Shahis Spur gekommen – Shahi hatte dem Genetic-Arzt assistiert, der Danas Mutter vor Danas Geburt medizinisch versorgt hatte – und hatte gleich gemerkt, mit wem er es zu tun hatte. Daran hatten auch Shahis wenig hilfreichen Auskünfte und die Wand nichts geändert, die die persischstämmige Frau vor sich aufzubauen schien, wann immer William das Gespräch auf das Thema zu lenken versuchte, das ihn eigentlich interessierte – weit mehr als die mögliche – und wahrscheinliche – genetische Aufwertung der Dana Frost.

»Zäh, muss ich gestehen«, antwortete er nun auf die Frage seiner Gastgeberin und ließ sich mit einem Seufzer auf das Sofa sinken. »Zum einen stellt die Krankheit, die die Genetics befallen hat, die Medizin nach wie vor vor diverse unlösbar scheinende Rätsel, und zum anderen …«

Er musste nicht weiter sprechen. Shahi begriff sofort. »Zum anderen sind Genetics nicht unbedingt pflegeleicht im Umgang, richtig?«

»Nicht alle«, meinte Meister William kurz. »Aber ich habe die letzten Monate mit einigen Genetics verbracht und verstehe sie seitdem wohl etwas besser. Aber deswegen bin ich nicht hergekommen.«

Shahi nickte wissend. Es war offensichtlich, dass sie nichts anderes erwartet hatte. Und ihr Schweigen machte deutlich, dass sie – auch dieses Mal – nicht gewillt sein würde, William mehr zu sagen, als sie es bereits getan hatte.

Wollen wir doch mal sehen, dachte er grimmig und legte los. »Mrs. Shahi, mir ist bewusst, dass ich nicht zu den – Wie nennt man so etwas? – *Adepten* Ihres Zirkels gehöre und Sie demnach keinerlei Veranlassung verspüren, mich in die Pläne und Handlungen Ihrer

Gemeinschaft einzuweihen. Und darum bitte ich Sie auch nicht! Aber ich hoffe, Sie verstehen, dass es im Sinne der positiven Entwicklung der Situation, in der sich meine Freunde befinden, von essenzieller Bedeutung ist, dass ich einige Dinge … nun ja, *weiß*.«

»Sie sind hier, um mir Fragen zu stellen«, sagte Shahi. Eine Feststellung, keine Vermutung.

»So ist es. Und ich hoffe, damit nicht allzu anmaßend zu sein.«

»Fragen können Sie jederzeit, Meister William«, erwiderte sie so ruhig, als spräche sie über das Wetter. »Nur erwarten Sie nicht, auf jede Frage auch eine klare Antwort zu erhalten.«

»Ich bin Christophorer-Mönch. Unklare Antworten sind sozusagen mein Steckenpferd.«

Sie lächelte.

»Wie soll es nun weitergehen?«, begann William. »Dana Frost befindet sich wieder an Bord der STERNENFAUST und assistiert bei einer Mission. Ihre Vergangenheitstour scheint fürs Erste zu den Akten gelegt zu sein. Dennoch: Was wird aus Dana? Welche Pläne haben die Ritter der GRAFSCHAFT mit ihr?«

Shahi, die nun eine Tasse dampfenden Tees in Händen hielt, schloss genießerisch die Augen und roch an dem Heißgetränk. »Machen Sie sich wegen Dana Frost keine Sorgen, Meister William«, murmelte sie. »Sie mag uns für den Moment vergessen haben, aber ich versichere Ihnen, dass dem umgekehrt nicht so ist.«

Immer diese Nicht-Antworten. Aber er hatte nichts anderes befürchtet. Wahrscheinlich bereitete es Shahi Vergnügen, sich Antworten aus der Nase ziehen zu lassen. »Was wollen Sie damit sagen?«, hakte er entsprechend frustriert nach. »Die GRAFSCHAFT hat sie nicht vergessen. Und? Heißt das, dass sie unter Beobachtung steht? Dass Sie wissen, dass sie eines Tages wiederkommen und ihre Suche nach Antworten fortsetzen wird? Dass …« Ihm fielen noch andere Optionen ein, doch sie beinhalteten Tod und Gewalt und gehörten zu der Sorte, die er nicht einmal denken wollte, geschweige denn aussprechen. Himmel, er wusste schlicht zu wenig über die Gruppe, mit der er sich hier zu messen versuchte!

»Ich will sagen, dass uns Dana Frosts weiterer Weg nicht verborgen bleiben wird«, antwortete Ahoo I. Shahi gewohnt unkonkret – und setzte gleich darauf, und in exakt demselben Plaudertonfall, einen absoluten Hammer hinterher: »Weil wir sie beobachten. Auf der STERNENFAUST.«

William spürte, wie ihm die Gesichtszüge entglitten und er plötzlich

mit vor Erstaunen offenem Mund da saß. Eine Information! Sie hatte ihm tatsächlich eine Information offenbart – und was für eine! »Sie … Sie spionieren ihr nach? Unauffällig? An Bord des wohl renommiertesten Kreuzers der gesamten Solaren Welten?«

»Wenn Sie glauben, dass dies ein Problem für uns ist, unterschätzen Sie uns tatsächlich gewaltig, Meister William«, unterbrach sie ihn barscher, als sie je zuvor in seiner Gegenwart gewesen war. »Im Grunde steht Ihnen ohnehin nicht zu, derartiges Wissen zu erhalten, aber um ihretwillen bin ich bereit, eine Ausnahme zu machen: Die Ritter der GRAFSCHAFT haben jemanden an Bord der STERNENFAUST, der auf Commodore Frost aufpasst. Belassen wir es dabei.«

Tausend neue Fragen strömten auf William ein. An Bord? Die GRAFSCHAFT hatte den Offiziersstab eines Star-Corps-Schiffes unterwandert? Das war ungeheuerlich! Unfassbar! *Unwichtig*, erkannte er überrascht. *Wem sollte ich es erzählen? Welche Relevanz hat diese Information, so ganz ohne Kontext? Ich selbst weiß ja nicht einmal sicher, was die GRAFSCHAFT ist. Was sie bezweckt.*

»Dann hat es wohl keinen Sinn, Sie nach der Identität dieser Person zu fragen.«

Die Alte lächelte nur wieder ihr großmütterliches Lächeln und nippte an ihrem Tee, als wäre nichts geschehen. Dann meinte sie: »Ihre Fragen enttäuschen mich, Meister William. Sie sind nämlich vollkommen irrelevant.«

»In Ordnung. Dann sagen Sie mir, was eine relevante Frage wäre.«

Ahoo I. Shahi stellte ihr Getränk ab, sah in die Ferne und meinte schließlich: »Eine relevante Frage wäre, welcher Fluss dies ist. Und ob noch immer die Hoffnung auf den Kanal besteht.«

»Und die Antwort darauf?«, meinte William verwundert.

»Die Antwort wäre: Dies ist der erste Fluss. Und Hoffnung auf den Kanal besteht, solange es Dana Frost und die STERNENFAUST gibt.«

Kapitel 7 – Den Tod vor Augen

Neso-Helemiiru

Im Innern der behelfsmäßigen Koordinationszentrale war es so still wie in einem Grab. Nicht nur akustisch, auch gedanklich gesehen. Irgendjemand hatte in Turanors Abwesenheit sämtliche Computer und anderen Gerätschaften abgeschaltet. Die Holo-Projektionen von Helemaii'nu waren verschwunden, die dreidimensionalen Schaubilder, die den Fortschritt der Neubauten dokumentierten, prangten nicht mehr an den Wänden, und die Displays mit den Statusberichten der verschiedenen Unterfangen, die alle hier zusammengelaufen waren, waren nun so schwarz wie die Zukunft. So schwarz wie die gestorbene Hoffnung der Alendei.

Turanor sah es und war weder überrascht, noch kümmerte es ihn groß. Sollten sie doch aus bleiben! Auch ihm fehlte längst der nötige Antrieb, alles wieder in den Normalzustand zu versetzen und mit der begonnenen Arbeit fortzufahren. Es hatte ohnehin keinen Zweck.

Wir sterben. Talambraa, die Heilerin, wagte es als Erste, die Überzeugung aller Anwesenden in Worte zu kleiden. *Es ist vorbei.*

Niemand widersprach ihr. Das gesamte Führungskomitee der Alendei saß schlicht da und nahm es hin wie das Wetter, dem sich auch keiner entziehen konnte.

Wenn nicht durch Entwurzelung, dann durch das Loch in unserer Mitte, fuhr Talambraa fort, und nun regte sich die Versammlung. Turanor sah, wie Leilanii – ausgerechnet die liebliche, sanfte Leilanii – zusammenzuckte, als hätte man sie geschlagen. Und er konnte es ihr nicht verdenken. Kamiors Selbsttötung überstieg auch sein Fassungsvermögen. Planeten-These hin oder her, Kamiors Schicksal war das *wahre* Unglück, das er nicht verarbeiten konnte. Die Wunde, die niemals heilen würde. Die sie alle mit sich riss.

Talambraa hat recht, meldete sich Gandaaro, der Repräsentant des Militärs. *Wir kämpfen auf verlorenem Posten und in einer Schlacht, deren Ausgang uns doch allen klar ist.*

Weil sie längst entschieden wurde, ergänzte Leilanii bitter. *Nur waren wir zu blind, es zu erkennen. Wir haben verloren. Die Kultur der Alendei starb mit den Zwillingswelten Helemaii'nus. Denn ohne sie bleiben uns nur Trauer und Verzweiflung. Ohne sie sind wir nicht einmal mehr der*

Schatten dessen, was wir einst waren. Ohne sie sind wir nicht lebensfähig.

Harte Gedanken. Finale Gedanken.

Wahre Gedanken.

Turanor dachte an Kamior, an Izanagi, an die Heimat. Wie oft konnte ein Herz brechen? Wie viel Schmerz war *zu* viel? Diese und ähnliche Fragen wogten im Gedankenmeer, das alle Alendei gleichermaßen speisten, wie abgetriebene Boote – hilflos und verdammt.

Und doch …

So darf es nicht enden. Die Überzeugung war stärker als die Last der Gegenwart, stärker als die Trauer über den unfassbaren Verlust. *Nicht auf diese Weise. Nicht hier.*

Was meinst du, großer Turanor?, hakte Leilanii nach und sah ihn an. Die Pein in ihrem Blick war mehr, als er zu ertragen glaubte.

Er meint, rang sich Gandaaro an Turanors Stelle eine Antwort ab, *dass wir nicht auf diesem kalten Fels in der Fremde untergehen dürfen. Die Alendei waren ein Volk, das mit seiner Heimat verwurzelt war – daran lassen die …* Er hielt inne, sammelte sich … *lassen die jüngsten Entwicklungen wohl keinen Zweifel mehr. Ich bin ein Kind Helemaii'nus. Nur dort will ich sterben. Es kam für mich nie infrage, dass ich in eine der Kolonien gehen würde. Das ist schon ganz anderen schwer genug gefallen – Ich hätte das niemals geschafft. Wenn es also meiner Heimat Bestimmung ist, unterzugehen, dann gehe ich mit ihr. Begleite sie. Gerne!*

Das war der Fatalismus, den Turanor überall spürte – sogar in sich selbst. Dieses Volk, diese stolze, schöne Spezies, hatte mit dem Leben abgeschlossen. Es war wie eine entwurzelte Blume, nicht mehr in der Lage, neue Nährstoffe zu beziehen. Es verkümmerte.

Ein Teil von ihm wollte das Gleiche, wollte aufgeben und sich dem Schicksal und dem Dunkel jenseits der letzten Grenze überantworten. Aber da war etwas in ihm, dass ihn zögern ließ. Etwas Kleines. Manche mochten es Hoffnung nennen, andere Sturheit.

Wage es nicht!, fuhr Leilanii ihn an, die ihm seine Bedenken offenkundig angesehen haben musste. *Wage es nicht, abermals mit deinen Rettungsgeschichten zu beginnen. Turanor, es* gibt *keine Rettung mehr! Helemaii'nu stirbt, und wir in der Fremde ebenso. Es gibt keinen Ort mehr für uns. Wenn du nur wüsstest, wie sehr es mich schmerzt, zu erkennen, dass du noch immer Luftschlösser baust, statt die Realität zu akzeptieren!*

Alle schwiegen. Gandaaro und Talambraa sahen zu Boden, als

wären sie gerade Zeugen eines Ausbruchs geworden, der viel zu privat und zu intim war.

Turanor schluckte.

Lass uns in Frieden sterben, Turanor, fuhr Leilanii deutlich sanfter fort. Nahezu flehend. *Mehr verlangt niemand von dir. Es ist vorbei.*

Doch, widersprach er zaghaft. *Jemand verlangt mehr. Ich.*



Die Kunde kam zwei Stunden später – verzögert, weil am Fuß des Turanor-Berges niemand mehr auf mentale Kontaktversuche achtete. In den südlichen Provinzen Helemaius peitschten Wirbelstürme über das Land, wie sie die Zwillingswelten nie zuvor gesehen hatten. Es hieß, die Unwetter hätten einen ganzen Volksstamm, der sich bisher jeglichen Evakuierungsversuchen verweigert hatte, vom Rest des Planeten abgeschnitten. Letzten Berichten, die aus der Region gekommen seien, zufolge, hätten die dortigen Alendei nicht einmal dann, wenn sie es wollten, noch genügend Kraft, sich den Naturgewalten entgegenzustellen und sich zu retten.

Es war vorbei. Auch dort.

Und Turanor von den Alendei spürte, wie die Sturheit Oberhand über den Schmerz und die Hoffnung gewann. Es war seltsam und bar jeglicher Rationalität – zumindest für ihn in seinem fragilen, unsicheren und seines Fundamentes beraubten Gemütszustand –, doch das Schicksal jener Unerweichlichen in den südlichen Provinzen der alten Heimat wurde für ihn zum brennenden Mahnmal. Zum Symbol für alles, was mit der Situation nicht stimmte. Für das Ende, das ihm und seinem Volk bevorstand. Das, dem sie sich – ganz ähnlich wie die Betroffenen daheim – bereits wissentlich und willenlos überantwortet hatten.

Turanor wusste längst nicht mehr, was er eigentlich tat, als der Entschluss in ihm reifte, an Bord der STERNENFAUST – dem Ort, der beinahe zu Izanagi Naradas Grab geworden wäre – um Hilfe zu bitten. Ohne den jungen Japaner konnte er sich doch nicht verständlich machen, wenn er in Gesellschaft der Menschen war! Niemand würde begreifen, was auf seiner Seele lastete, niemand würde vom Leid jenes Stammes Notiz nehmen!

Dennoch … Sturheit war eine Krankheit, von der sich mancher nie ganz erholte.

Die Kunde war zwei Stunden später gekommen – und fünf Minuten darauf teleportierte der oberste Alendei abermals auf das Raumschiff von der Erde.



S.C.S.C. STERNENFAUST

»Er ist wach.«

Drei Worte nur, und doch so mächtig. So wichtig. Dana hatte sie gehört und war sofort aufgebrochen. Nun stand sie auf der Krankenstation ihres neuen, alten Schiffes und sah auf das medizinische Wunder in dem Biobett vor ihr. Der Anblick zählte zu den schönsten, derer sie je hatte Zeugin werden dürfen.

»Wie geht es Ihnen, Izanagi?«, fragte die Kommandantin leise, sanft.

Der ehemalige Christophorer lächelte schwach. Schon diese winzige Regung schien ihm Unmengen an Kraft zu rauben. »Geht schon«, hauchte er und bemühte sich hörbar um Nonchalance, was ihm aber misslang. Wer so käsigblass und schweißgebadet war, *konnte* niemanden täuschen. Erst recht nicht die Leute, die ihn noch vor wenigen Stunden beinahe für tot erklärt hätten. »Unkraut wie ich ist zäh, wissen Sie?«

»Wem sagen Sie das«, sagte Dana und nickte. »Aber das sollte sich schon alles in gewissen Grenzen halten. Sie müssen sich schonen, Izanagi. Am besten schlafen Sie einfach weiter. Wir kümmern uns um den Rest. Es ist schön, Sie wieder unter uns zu wissen.«

Ash stand neben ihr und nickte bestimmt, ohne den Blick von den Anzeigen des Diagnostikpanels zu nehmen, das Izanagis Biowerte aufzeichnete. »Schonen. Das sage ich ihm seit Minuten! Aber meinen Sie, er hört auf mich?«

»Wie … Wie geht es Turanor?«, hauchte der junge Japaner.

»Turanor?« Dana riss die Augen auf. »Junger Mann, Ihr Mitgefühl in allen Ehren, aber Turanor ist der Grund, aus dem Sie beinahe gestorben wären. Dr. Tregarde und sein Team haben Sie buchstäblich aus den Klauen des Todes gerissen. Ich will dem Alendei nicht zu nahe treten, aber meiner Ansicht nach sollten Sie sich fortan von ihm fern halten. Was auch immer mit diesem Volk geschieht – die Auswirkungen, die es auf die alendeische Gedankengemeinschaft hat, sind offenkundig zu viel für einen Menschen. Selbst für einen –

besonders für einen! –, der telepathisch begabt ist.«

»Auch das hört Izanagi heute nicht zum ersten Mal«, murmelte Ash.

Izanagi schluckte, leckte sich mit sichtlicher Anstrengung über die spröden Lippen. Es war deutlich zu sehen, dass ihm eine Erwiderung auf der Zunge lag, doch er musste erst die Kraft sammeln, die er brauchte, um sie zu äußern. Dana wünschte sich, er würde es lassen.

Dann wurde ihr Wunsch erhört. Denn auf einmal – materialisierte Turanor neben ihr, mitten in der Krankenstation!

Das Aussehen des obersten Alendei mit einem Häufchen Elend zu vergleichen, wäre eine Beleidigung für alle Häufchen Elends gewesen. Sein Gesicht war eingefallen und faltig, seine Augen von dunklen Ringen untermalt, sein Blick fahrig geworden. *Als ob er zehn Jahre gealtert ist*, dachte Dana. *Ach was, zwanzig.* Die Ironie entging ihr keineswegs, doch sie wusste auch von dem Schmerz, der die Ursache von Turanors Zustand war. Schließlich kämpfte die Besatzung der STERNENFAUST seit ihrer Ankunft in diesem Bereich des Alls darum, genau diesen Schmerz zu lindern – bisher ohne Erfolg.

Turanor sah kurz zu ihr und Ashkono, dann trat er auf Izanagi zu, der ihm mit sichtlicher Erleichterung im Antlitz entgegenblickte.

Dana trat ihm in den Weg. »Wagen Sie es ja nicht!«, drohte sie leise. »Was immer Sie vorhaben, halten Sie sich von Izanagi fern, klar? Ihretwegen ist er hier, mehr tot als lebendig. Wir tun, was immer in unserer Macht steht, um ihrem Volk zur Seite zu stehen, und wir fühlen mit Ihnen, das müssen Sie mir glauben – aber ich kann und will nicht zulassen, dass Sie abermals die Gesundheit dieses Mannes riskieren. Es *muss* andere Wege geben, Turanor!«

Es war absurd: Sie hatte das All bereist und Gefahren überlebt, Risiken gemeistert, die weitaus präsenter und bedrohlicher gewirkt hatten, doch in diesem einen Moment schien ihr die Anwesenheit des schweigsamen Mannes mit dem schwarzen Haar die größtmögliche Bedrohung zu sein. In diesem Augenblick war ihr, als seien mit den Falten und körperlichen Zipperlein des mittleren Alters auch der Mut und die Erfahrung von ihr gegangen. Als sei sie tatsächlich ein junges Ding, trotzig und doch verängstigt.

Oder lag das an ihm? Bilder erschienen vor Danas geistigem Auge, die keine Produkte ihrer Fantasie sein *konnten*. Überflutete Landstriche, ausgedörrte Wüsteneien. Gegenden, die sie nie besucht hatte, nicht Teil ihrer Erfahrungen waren.

Er greift nach mir!, schoss es ihr durch den Kopf, und die Panik, die mit der Erkenntnis einher ging, war fast mehr, als sie zu ertragen

imstande war. *Er sendet mir mentale Eindrücke, will mich an seinem Gedankenmeer teilhaben lassen! Wie er … Wie er Izanagi schon …*

NEIN!

Dana Frost wehrte sich. Immer noch zwischen Izanagi und Turanor stehend, schüttelte sie den Kopf, als könne sie den ungewollten Fremdeinfluss dadurch von sich werfen. Sie ahnte, dass der alendeische Besucher ihr kein Leid zufügen, sondern ihr Dinge sagen, Dinge zeigen wollte – doch die siebenundzwanzigjährige Panik war stärker als der über fünfzigjährige Verstand. Hatte das etwa Izanagi gerettet? Hatten Turanors gute Absichten ihn vor dem Schaden bewahrt, der ihm doch so offenkundig zugefügt worden war?

Nein. Nicht so. Nicht hier.

»Keinen Schritt weiter!«, rief Dana und meinte es körperlich wie geistig. »Kommen Sie nicht näher, Turanor!«

Neue Bilder. Ein Volk inmitten eines Sturmes, abgeschnitten von allem. Verloren. Hausdächer in der Luft, ein Himmel aus Zorn und Wolken.

Aufhören! Bitte endlich aufhören!

Es war genug! Sie starb(en) doch sowieso …

Ash keuchte, sagte irgendetwas, aber Dana hörte ihn kaum noch, verstand ihn nicht. Die fremden Eindrücke und die Angst waren zu stark, überlagerten alles.

Und aus der Tiefe ihres letzten Rests von eigenem Bewusstsein entsprang eine Bewegung. Dana griff zum Nadler an ihrer Hüfte, riss die Waffe in die Höhe, legte auf den obersten Alendei an …

Turanor zuckte nicht einmal mit der Wimper. In einer einzigen, blitzschnellen Bewegung hob er den Arm …

… und berührte Dana Frost an der rechten Wange! Genau dort, wo seit der Begegnung im »Auge des Universums« das rätselhafte Zeichen prangte.

Zwischenspiel 2 – Briefe an Peter

Es begann schleichend, schrieb er. *So schleichend, dass wir es kaum bemerkten. Anfangs hielten wir es sogar für Spinnerei. Doch dann … Sätze, die man beendete, bevor der Gesprächspartner seine Absichten äußern konnte. Dinge, die man tat, bevor jemand darum bat – schlicht weil man wusste*, spürte, *dass der andere sie wollte. Um sie bitten würde.*

Wir … Ich weiß nicht, wie ich es besser ausdrücken soll, von daher wähle ich den Begriff, den Barbarus prägte, bevor er starb … Wir ahnen *uns. Wir wissen, was wir denken, spüren, was wir spüren. Wir sind uns nah. Näher, als wir es auf körperlicher Ebene je sein könnten.*

Peter, dies ist nicht die Zukunft, die wir uns in Stuttgart erhofften. Mein Leben hat Wendungen genommen, die unsere kühnsten Fantasien überstiegen und mich Tag für Tag aufs Neue erkennen lassen, wie wenig ich von diesem Ding namens Leben wirklich weiß. Aber es ist eine Zukunft. Eine, in der nicht zählt, wie man ist und wem man gehorcht, sondern was man zur Gemeinschaft beizutragen bereit ist. Eine, in der jeder Einzelne seine Fußspuren hinterlässt. Eine Zukunft wie ein Schmelztiegel.

Ich muss gestehen, dass ich vor Jahrzehnten, als ich mit meinen Briefen an dich aufhörte, auch aufhörte, das Verstreichen der Zeit zu dokumentieren. Verzeih mir also bitte, dass ich dir nicht sagen kann, wie lange wir bereits hier leben (und merke bitte, dass ich nicht länger »festsitze« schreibe. Diese neue Welt ist mir mehr Heimat geworden, als es Deutschland je gewesen ist). Hier war und ist schlicht zu viel zu tun, als dass mir die Zeit für Reflexion und Sinnsuche geblieben wäre. Oder für einen Brief an einen toten Geliebten.

Die Gemeinschaft der Verlorenen, die wir sind und waren, ist schnell zusammengewachsen, allen Verständnis- und kulturellen Problemen zum Trotz. Wir erkannten, dass in unseren Unterschieden unser Potenzial liegt. Du würdest lachen, wenn du sähest, wie vielfältig und bunt unsere heutige Zivilisation ist. Wenn ich durch unsere Städte gehe, sehe ich altrömische, fernöstliche, europäische und südamerikanische Einflüsse und Baustile vereint. Aus dem babylonischen Sprachwirrwarr, das noch das größte Problem von uns Exinauten der ersten Stunde war, entsteht allmählich so etwas wie eine einheitliche Mischsprache. Ich würde lügen, wenn ich behauptete, jede Feinheit ihrer Struktur zu verstehen, aber ich bin alt. Mir liegt wenig am Neuen. Die Kinder der Exinauten werden sie zu meistern wissen, denn sie ist ihr Beitrag zur Gemeinschaft aller.

Schrieb ich Kinder? Ja, Peter. Wir sind längst nicht mehr die paar Hundert, mit denen wir einst begannen. Wir wurden mehr. Und mehr.

Wir wurden eins.



»Weißt du, woran ich die ganze Zeit denken muss?«

Taugenichts' Stimme riss Johannes Lichter aus seiner Konzentration und ließ ihn den Kohlestift auf das Pergament legen. Der Brief konnte warten. Er war ohnehin wenig mehr als ein Zeitvertreib geworden.

»Ja, weiß ich.« Johannes lächelte. »Aber warum sagst du es mir nicht trotzdem? Der alten Zeiten wegen.«

Taugenichts' Lachen war so rau und zittrig wie er selbst, doch von einer Herzlichkeit beseelt, die den meisten der Exinauten zur Natur geworden war. Die beiden Männer saßen auf der Terrasse von Johannes' Haus am Rand der Siedlung. Da es am Hang eines hinter ihm aufragenden Gebirges errichtet wurde, konnten sie auf das Land und die Häuser vor und unter sich blicken. Die Position war der nicht unähnlich, die sie vor der Höhle gehabt hatten, die die erste Unterkunft ihrer so eigenartigen Zweckgemeinschaft geworden war – nur dass die Fremde, die ihnen damals vor Augen gewesen war, nun einer Heimat Platz gemacht hatte. *Ihrer* Heimat.

»Ich denke«, sagte Taugenichts, »dass ich noch einmal so alt werden könnte und trotzdem nie verstünde, warum wir hier gelandet sind. Wer uns hierher brachte. Wo *Hier* überhaupt ist.«

»So alt und doch so ratlos«, murmelte Johannes, nickte. »So geht es uns allen. Zumindest der ersten Generation. Denen, die nicht auf dieser Welt geboren wurden.«

»Auch darüber muss ich oft nachdenken: Warum gerade wir? Was haben beispielsweise ein nicht regimekonformer Student aus Nazideutschland«, dabei deutete er auf Johannes, »und ein untalentierter Möchtegern-Entertainer aus dem Las Vegas der 1980er Jahre miteinander zu tun? Wo ist da der gemeinsame Nenner? Der Grund, der die … die Macht, die hinter unseren Entführungen steckt, dazu brachte, genau bei uns zuzuschlagen?« Taugenichts lachte leise. »Ich schwöre dir, Johannes: So alt ich auch werde, werde ich …«

»… nie begreifen, was im Kern dieses Rätsels steckt«, beendete Johannes den Satz so selbstverständlich, dass er es kaum noch registrierte.

Einen Moment lang schwiegen sie. Johannes dachte an Younes. Der Freund von einst war hinter dem Haus begraben, gleich neben Toto.

Younes hatte immer zu den Klügsten unter ihnen gezählt, und auch er hatte dieses Mysterium nie aufklären können. Wie auch? Wie verstand man, was sich schon per se der eigenen Vorstellungskraft entzog?

Sie gehörten hier nicht hin, ihre gesamte Kultur. Und doch waren sie hier, hielten sich seit Jahrzehnten, lebten und gediehen. Eine Zivilisation der Widersprüche. Im Gegensatz vereint.

Moment mal.

Taugenichts sah ihn an, begriff und teilte seinen Gedanken. *Ist es wirklich so simpel?*, erklangen seine Worte in Johannes Geist – auch das seit Langem schon keine Seltenheit mehr.

»Es wäre möglich«, antwortete der Deutsche verbal. »Oder? Wir alle … Younes in seiner marokkanischen Heimat, ich im Stuttgart der Vierziger, du …«

»Barbarus in Ägypten«, fuhr der alt gewordene Showman fort, »Emmeline am Hof des Sonnenkönigs, Oliver in den Straßen des viktorianischen Londons …«

Sie alle waren Ausgestoßene. Johannes nickte. *Sie alle hatten keinen Kontext mehr, da wo sie waren. Sie lebten im Off. Jenseits der Norm.*

»Ein Volk aus Einzelnen«, murmelte Taugenichts. Für einen Moment glaubte Johannes, die so plötzliche Erkenntnis sei zu viel für den alten Mann. »Eine Gruppe von Menschen, die in ihren jeweiligen Umfeldern nicht mehr passten, die durchs Raster gefallen waren …«

»… kommt hier zusammen und wird eins«, beendete er den Satz erneut. »Wir sind Fremde unserer Zeiten und Kulturen.«

Und wir wurden zur Basis einer ganz neuen Kultur. Taugenichts sah hinaus auf die Häuser und die Weite, atmete die frische Luft des Morgens ein, lehnte sich zurück. Dann lachte er und schüttelte fassungslos den Kopf. »Wer immer uns das hier angetan hat, tat uns damit einen Gefallen, mein Freund. Wie krank ist das denn?«

Johannes lehnte sich in seinem Sitz zurück, ließ die kühle Luft um seine Nase wehen und schloss die Augen. Bilder strömten auf ihn ein – manche aus seiner eigenen Erinnerung, andere aus den Leben der Menschen, mit denen er seit Jahrzehnten diese Welt teilte. Er sah eine ägyptische Nacht voller Zweifel, eine Konzertbühne der Blamage, einen Jungen ohne Wurzeln. Er sah Menschen, die nicht da sein konnten, auf einmal erscheinen und Gewalt ausüben. Menschen, die zu Mördern wurden – oder zu Entführern.

Das war nicht Peter, damals in Marokko. Der Mann, der mir in den

Gassen der Stadt begegnete, als ich vor Younes floh, kann nicht Peter gewesen sein.

Taugenichts' Stimme drang an sein Ohr. »Genauso wenig, wie mir mein verstorbener Vater im Backstagebereich eines heruntergekommenen Casinos begegnete. Wie Barbarus von seiner ihn hassenden Gattin in der Fremde besucht wurde.«

Barbarus. Der mittlerweile verstorbene Römer hatte beschrieben, dass seine vermeintliche Gemahlin ein futuristisch wirkendes Gerät in der Hand gehalten hatte, als sie ihn holen kam. Andere Exinauten der ersten Stunde glaubten, sich an ähnliche Eindrücke zu erinnern. War das ein Schlüssel, der dieses Rätsel lösen mochte?

»Welchen Unterschied macht es noch?«, fragte Taugenichts. »Wir sind hier, oder? Wir sind, was wir wurden. Eine neue Zivilisation. Was mit uns geschah, ist unsere Schöpfung. Eine Art Urknall der Exinauten.«

Johannes öffnete die Augen, sah seinen alten Gefährten an. Jahrzehnte waren vergangen, seit er sich zuletzt mit Johnny Fontane hatte anreden lassen. Ihm zufolge war die Zeit für alte Wurzeln längst vorbei. »Da magst du recht haben«, pflichtete Johannes ihm bei. »Dennoch: ein Volk aus Einzelgängern, aus Ausgestoßenen … Die Theorie ist gut. Aber sie bleibt Theorie, fürchte ich. Sie bringt uns keinen Schritt näher an eine Erklärung.«

Taugenichts strich sich nachdenklich über das Kinn, blickte hinaus auf das Land und die Stadt unter ihnen. »Weißt du, Lichter, da bin ich mir gar nicht so sicher …«

Kapitel 8 – Schöne neue Welt?

New York

Das Lokal am Park Plaza war zum Bersten gefüllt. Von überall her, so schien es, waren sie gekommen, um diesen Abend nicht allein zu erleben – und so wie hier sah es, Medienberichten zufolge, in jeder Bar der Stadt aus. Ganz New York musste auf den Beinen sein, um mitzuerleben, worauf es so lange hingefiebert hatte. Und der Rest der Welt mit ihm.

»Jüngsten Berichten aus Taiwan zufolge haben sich mehrere Hunderttausend Menschen auf öffentlichen Plätzen und in Gemeindezentren versammelt, um auf die Ergebnisse des zentralen Wahl-Computers zu warten«, drang die Stimme der *GNA*-Ansagerin aus der Holo-Übertragung an Vincents Ohr, doch er hörte kaum hin. Ein erfrischendes Getränk in der Hand stand der Admiral an der Bar, umringt von den Mitarbeitern seiner Kamikaze-Wahlzentrale, und blickte in die Gesichter der Wartenden. So viel Aufregung, so viel angespanntes Warten … Hoffentlich wurden sie nicht enttäuscht.

In den letzten Wochen hatten sich diese Menschen nahezu Beine ausgerissen, um möglich zu machen, was nicht nur von führenden Politanalytikern des Planeten als unmöglich erachtet worden war: Sie hatten Vinces Kampagne realisiert und ihm die Presse und die Öffentlichkeit gegeben, die auf seinen Auftritt bei Pennington hatte folgen müssen, damit dieser nicht wirkungslos verpuffte. Mit seiner anrührenden und inspirierenden Ansprache bei der *Late Show* – Adjektive, die die Analytiker ins Spiel gebracht hatten, nicht er –, hatte Vince die Menschheit erreicht und ihr gezeigt, dass es Alternativen zu Cifarettos Standpunkt gab. Einen anderen Weg, jenseits des xenophoben Vogel-Strauß-Prinzips des Mannes von *Pro Humanity*. Cifarettos kriminelle Machenschaften harrten nach wie vor einer juristischen Aufarbeitung und würden vielleicht ewig darauf harren, doch das Denkmal, dass ihm die Erde während der auf die Orphanen-Krise gefolgten Wochen gebaut hatte, schwankte bedenklich – vor allem, seit Vince gesprochen hatte. Vom All und seinen Wundern. Von Adric.

Der Kreis schloss sich, so absurd dieser Gedanke Vincent auch vorkam. Hier und jetzt fand etwas sein Ende. Vielleicht sein Leben als

Kommandant der STERNENFAUST – das mussten die Hochrechnungen zeigen. Aber auf jeden Fall sein Eremitendasein. Sein Stillstand im Selbstmitleid. Die Tage im *New Plaza* waren vorbei. Er spürte es und empfand große Dankbarkeit.

»Na, nervös?«

Jasper Mitchell war zu ihm getreten und riss ihn nun aus seinen Gedanken. Der ehemalige Ratsvorsitzende trug eine dunkle Gala-Uniform.

Vince hob die Brauen. »Sie? Mit Ihnen hätte ich gar nicht gerechnet. Hatten Sie nicht gesagt, keine zehn Pferde brächten Sie an diesem Abend vor die Tür?«

Mitchell winkte ab. »Was kümmert mich mein Geschwätz von gestern? Wenn die Presse unbedingt Bilder von mir machen will, werde ich sie nicht aufhalten. Ein paar Paparazzi halten mich jedenfalls nicht davon ab, Ihrem Sieg beizuwohnen, Admiral.«

»Sieg …« Taglieri rollte mit den Augen. »Ihre Zuversicht in allen Ehren, Mitchell, aber wir können uns alles andere als sicher sein. Die letzten Umfragewerte zeigten klar …«

Sein Gegenüber legte ihm die Hand auf den Arm, schüttelte den Kopf. »Lassen Sie sich eins von einem alten Politprofi sagen, Taglieri: Umfragewerte sind hervorragende Tendenzbarometer, aber die wahre Entscheidung findet am Wahltag statt – und hat längst nicht immer viel mit den Tendenzen gemein. Jedes Blatt kann sich noch wenden, in der Politik und überall.«

»Und das Ihre wendet sich heute Abend«, drang eine weitere Stimme an Vincents Ohr. Als er sich umwandte, stand auf einmal Tim Pennington vor ihm. Der Reporter der *GNA* grinste wie ein Honigkuchenpferd.

»Verflucht, wie schaffen Sie es eigentlich alle, sich unbemerkt durch die Meute zu drängeln?«, fragte Vince, fassungslos darüber, dass wieder jemand ohne seine Kenntnis bis zu ihm vorgedrungen war. »Falls Sie auf ein Interview aus sind, können Sie gleich wieder gehen. Ich habe alles gesagt, was ich vor den Hochrechnungen zu sagen bereit bin.«

Pennington schüttelte den Kopf. »Bin ich nicht. Um ehrlich zu sein, bin ich nicht einmal dienstlich hier. Sondern aus Privatinteresse.«

Vince stutzte. »Soll das heißen …?«

»Der Bursche ist ein Fan von Ihnen!« Mitchell lachte und schlug dem Reporter auf die Schulter. »Ich fass es ja nicht. Der Kerl, der

mitverantwortlich am Ende meiner Laufbahn und dem Aufstieg Cifarettos ist, outet sich hier und heute als heimlicher Idealist!«

»Dienst ist Dienst, Mister Mitchell«, erwiderte Pennington mit einem Lächeln. »Und Schnaps ist Schnaps.«

Kopfschüttelnd sah Vincent vom einen zum anderen – und erblickte Shamar al Khaled, der sich nun ebenfalls an den Wartenden vorbei zur Theke durchschlängelte. »Haben Sie sich alle abgesprochen, oder was?«, fragte er den Perser.

»Sieht fast so aus«, antwortete dieser, als er die Gruppe erreichte. »Aber nein. Ich schätze, wir wollen nur alle live dabei sein, wenn einer von uns Geschichte schreibt.« Al Khaled hatte sich ebenfalls in Schale geworfen und strahlte eine Zuversicht aus, die sich mit Mitchells und Penningtons Enthusiasmus messen konnte.

»Na, Ihren Glauben möchte ich haben«, murmelte Vince und bestellte seinem alten Gefährten von der STERNENFAUST etwas zu trinken.

Plötzlich drangen eigenartige Zischlaute an sein Ohr. Als er sich wieder umwandte, merkte er, dass die Menge der Wartenden begonnen hatte, sich gegenseitig zur Ruhe aufzufordern. Das konnte nur eines bedeuten.

»Es geht los, Leute«, murmelte Mitchell und deutete auf die Holo-Darstellung an der hinteren Wand des Schankraumes.

Die *GNA*-Ansagerin war einer Computergrafik gewichen, aber nach wie vor aus dem Off zu hören. Sie kündigte das Wahlergebnis an, und nahezu sofort kam Leben in die Grafik. Balken wuchsen aus dem Nichts in die Höhe, wiesen auf den Anteil der Stimmen. »… liegen uns die Ergebnisse der Wahl zum Hohen Rat der Solaren Welten vor«, sagte die Dame gerade, und ihre Worte hallten durch das mittlerweile totenstill wirkende Lokal. »Und eines kann ich bereits sagen: Es gibt einen klaren Wahlsieger.«

Das führte zu ersten Jubelrufen aus der Menge der Wartenden, doch sie verebbten schnell wieder, im Keim erstickt von den tadelnden *Psssts* der anderen.

»Auf Kandidat Ralph Cifaretto«, fuhr die Ansagerin fort, »fallen vierundvierzig Komma neun Prozent der abgegebenen Stimmen.«

Vince zog die Luft ein, schluckte. Verloren! Sie hatten es versucht, aber der redegewandte Mann aus Rom war ihnen abermals überlegen gewesen. Aller Zuversicht zum Trotz.

Die Menge stöhnte. Gequälte Blicke überall, Entsetzen gar. War die

ganze Arbeit umsonst gewesen? Knapp fünfundvierzig Prozent! Wenn man bedachte, wie viele ungültige Stimmen in der Regel abgegeben wurden, und wie viele auf chancenlose Kandidaten aus der zweiten und dritten Reihe verschwendet wurden, war Cifaretto eigentlich uneinholbar.

»Wartet«, murmelte Jasper Mitchell leise. »Wartet doch, ihr Idioten.« Der ehemalige Vorsitzende wirkte so angespannt, wie Vince ihn nie zuvor erlebt hatte, und nahm den Blick nicht für eine Millisekunde von der Grafik, auf der Cifarettos Balken nun knapp die Hälfte des zur Verfügung stehenden Raumes einnahm.

Und die Show ging weiter. »Auf Star-Corps-Admiral Vincent Fabiano Taglieri fallen …«

Pennington packte Vince am Arm. Al Khaled legte die Hand auf seine Schulter. Das ganze Lokal hielt den Atem an.

»… zweiundfünfzig Komma acht Prozent der abgegebenen Stimmen«, beendete die unsichtbare Moderatorin den Satz.

Der Rest ging im Jubel unter. Bunte Papierschlangen flogen auf einmal durch die Luft. Ballons fielen von der Decke, Menschen sich gegenseitig um den Hals. Zahlreiche Hände griffen nach Vince, strichen ihm über die Ärmel seines Jacketts, den Rücken, boxten ihm jovial in die Seite. Er aber stand einfach da, ließ es geschehen, registrierte es kaum. Denn sein Blick hing noch immer an dem Balken, der soeben in der Holo-Darstellung entstanden war. Dem grafischen, dreidimensionalen Beweis seines Sieges.

Unfassbar. Schlicht unfassbar.

»Sie Hund! *Sie Hund!*« Jasper Mitchell wiederholte die beiden Worte so oft, als kenne er keine anderen. Wieder und wieder schlug der ehemalige Ratsvorsitzende dem Admiral auf die Schulter, gratulierte. Doch als Vince sich endlich von der Grafik lösen konnte, fiel sein Blick zuerst auf al Khaled.

Der Perser lächelte breit. »Ist ein weiter Weg vom Kommandantensessel der STERNENFAUST zum Vorsitz des Hohen Rates. Hut ab, Admiral. Sie haben es definitiv verdient.«

Vorsitz? Worte hatten jede Bedeutung verloren, Gesichter waren wenig mehr als bunte Kleckse vor Vinces Augen. Erst nach und nach setzte sein Verstand wieder ein. »Vorsitz?«

Pennington lachte. »Glaubt man das denn? Der gute Admiral! Sie machen ein Gesicht, als wären sie in eine Morax-Arena geraten! Sie haben gewonnen, Sir. Und nicht nur das: Sie haben *haushoch* gewonnen. Absolute Mehrheit im Rat. Das heißt, Sie sind nicht nur

gewählt, sondern auch der Rats*vorsitzende*.« Abermals ein Lachen. »Sie sind sozusagen der neue Jasper Mitchell – nichts für ungut, Mitchell.«

»Schon in Ordnung«, gab der Angesprochene zurück und winkte lässig ab. »Ich könnte mir keinen besseren Amtsnachfolger wünschen.«

»Aber Cifaretto …«, murmelte Vince, immer noch nicht ganz da. Der Moment, der Jubel, die vielen strahlenden Gesichter – es war einfach zu viel für ihn.

»Den werden Sie nicht los«, sagte Mitchell. »Und mit derart vielen Stimmen im Rücken wird er Ihnen eine mehr als nervige Opposition sein. Aber wen kümmert das heute? Feiern Sie, Mann, feiern Sie!«

Nach und nach kam der Intellekt zurück. Vince dachte daran, wie der Hohe Rat zusammengesetzt war: Ein Drittel seiner Mitglieder stammten von bedeutenden Konzernen und führenden Universitäten, wurde also nicht gewählt. Auch mit ihnen würde er sich herumschlagen müssen, sobald seine Amtszeit begann. Und dann waren da noch …

Er stutzte. »Mitchell?«, rief er über den Jubel hinweg. »Sagen Sie, irre ich mich, oder kann der Vorsitzende vier Ratsmitglieder eigenmächtig bestimmen?«

Sein Gegenüber nickte. »So steht es in der Verfassung, Admiral. Auch dadurch können Sie Ihren Stand im Rat weiter festigen. Haben Sie schon jemanden im Sinn?«

Gute Frage. Die Situation war ihm stets so unwirklich, so irreal erschienen, dass Vince bisher gar keinen Gedanken daran verschwendet hatte. Ratsvorsitzender? Grundgütiger, wer hatte denn damit rechnen können?

Nun aber – und zu seiner eigenen Überraschung – grinste er. »Das habe ich in der Tat.« Dann wandte er sich um, sah zu al Khaled. »Wie sieht's aus, Commander? Hätten Sie Lust, mich in die Politik zu begleiten? Ich könnte einen Experten für Sicherheitsfragen im Rat gebrauchen – und die GalAb einen Leiter, dem ich vertrauen kann.«

Die nächsten Wochen und Monate würden hart werden, das wusste Vince. Aber sie hatten gewonnen. Und das überraschte, nahezu panische Gesicht des persischstämmigen Offiziers neben ihm war jeden Stress wert. Das spürte er.

Kapitel 9 – Zukunft im Vergangenen

Bilder aus dem Nichts. Eine karge, fremde Welt. Gestalten, ihres Lebensraumes beraubt. Allein.

Turanor zuckte zusammen, schüttete seinen Geist gegen die Macht der Eindrücke ab, doch es gelang ihm nicht. Von scheinbar überall her strömten die Erinnerungsfetzen auf ihn ein. Zügellos. Die Krankenstation an Bord der STERNENFAUST, in der er stand und einem plötzlichen Impuls folgend Dana Frosts Wange berührte, verschwand um ihn herum. Wurde ersetzt durch …

… ein Feld aus Dreck und Steinen, wenig ertragreich. Doch es ist ein Anfang, muss einer sein. Wochenlang hat er an ihm gearbeitet, und so ganz allmählich ist ihm, als begreife dieses fremde Erdreich, was er von ihm wolle. Als wachse die Saat. Weil der Planet auf ihrer Seite war, auf der der Exinauten.

… eine Höhle im Berghang und einen Mann in schwarz-weißer, irdischer Kleidung. Er schaut hinaus über die Ödnis – entschlossen, das Beste aus der bizarren Situation zu machen und die Angst und die Zweifel zu ignorieren. Es anzupacken, auf seine Art. His Way.

… eine Hütte aus wenig mehr als Lehm, Blättern und dicken Zweigen, und einen schmächtigen jungen Mann in ihr, der mit Kohle Worte auf Steintafeln und Blätter kritzelt. Er ist den Tränen nah, doch er macht weiter. Weil sie alle weiter machen, immer und trotz der Widerstände. Weil Peter – Peter? Den Namen hatte Turanor noch nie gehört! Was geschah hier? Wer waren diese Personen? – *es nicht anders von ihm erwartet hätte.*

… einen stämmigen Mann in glänzender Rüstung, der vor einer weit über hundertköpfigen Menge unterschiedlichster Gestalten stand und zu ihr sprach. Von Disziplin und Strukturen, vom Mut des Tapferen und der Kunst, selbst unter widrigsten Umständen ein Lager zu errichten, eine Gemeinschaft zu schützen. Die Sprache, derer er sich bediente, war kaum jemandem der Anwesenden vertraut genug, um sie zu verstehen – doch sie verstanden ihn dennoch. Nicht mit den Ohren, aber mit dem Verstand. Im Geiste.

… eine Siedlung, klein noch, aber stetig wachsend. Eine Gemeinschaft, die in Symbiose mit der Welt lebt, auf die es sie verschlagen hat. Die eins geworden ist, mit sich und ihr. Und über ihr – an dem so fremden, aber dennoch heimatlich gewordenen Himmel – prangt ein zweiter Planet.

Einer, von dem sich mancher hier fragt, ob auch auf ihm Exinauten gelandet sind. Menschen wie sie, die den Grund ihres Hierseins nicht kennen, ihn aber auch nicht länger kennen müssen, um zu sein, was diese Welt sie sein lässt: lebendig. Und Turanor von den Alendei verstand.

*

Sie wussten es.

Mit einem Mal war es allen klar, lag es so offenkundig vor ihnen, dass es fast unmöglich schien, wie lange sie ratlos im Dunkeln getappt hatten. Die Alendei – *alle* Alendei dies und jenseits von Neso-Helemiiru – gaben sich der Welle aus Gedanken, Erinnerungen und Emotionen hin, die ihre mentale Gemeinschaft überflutete, ließen sich von ihr tragen und ihr Handeln von ihr bestimmen. Keine Zweifel mehr.

Binnen eines einzigen Augenblicks hatten sie ihre Schiffe aufgesucht und waren nach Helemaii'nu aufgebrochen – der Welt, die so sehr Teil von ihnen war, wie die Haut, die ihre Körper umhüllte und das Haar, das auf ihren Köpfen spross. Jeder Alendei war plötzlich von einem Gefühl des Glücks und der Zuversicht berauscht. Es gab gedankliche Wellen – es war die Musik der Gedanken – die durch das Bewusstsein strömten.

Turanor wies ihnen den Weg. Mit den eigenartigen und doch so offensichtlich interpretierbaren Bildern, die er in die Gedankengemeinschaft seines Volkes einspeiste. Jedes einzelne von ihnen war erlebte Geschichte und ein real werdendes, präsent werdendes Stück ihrer gemeinsamen Vergangenheit – einer Zeit, die sie mit Helemaii'nu verband, der Welt Johnny Fontanes und Hiro Nakamotos, Johannes Lichters und Younes El Maatis, Emmeline Curdins und Publius Rubrius Barbarus'. Der Exinauten.

Eine Welt der Alendei – und der Menschen.

Eins.

Niemand unter den Alendei vermochte zu sagen, woher die Sicherheit kam, doch sie war da. Das allein zählte.

Sie wussten nun, was zu tun war – und sie spürten, dass der Kampf noch nicht verloren war. Solange es Hoffnung gab, gab es auch Möglichkeiten, und das Leben fand immer einen Weg.

Das war es, was Johnny Fontane seinem Schicksalsgefährten an jenem denkwürdigen Tag hatte sagen wollen, als er der Lösung des

Rätsels um die Entführungen der Exinauten ein gewaltiges Stück näher gekommen war: Das Leben fand immer einen Weg, ungeachtet der Umstände.

Der Satz aus der tiefsten Vergangenheit Helemaii'nus und dem Mund eines Mannes, dessen Leben auf einem ganz anderen Gestirn begonnen hatte, wurde zum Kampfschrei der Alendei der Gegenwart, zu ihrem Mantra, mit dem sie sich dem Chaos ihrer Heimat stellten, der Natur und ihren Widrigkeiten trotzten – und abermals zu den Sichelraumern stürmten.

Stück für Stück erhoben sich auch die schönen, Ehrfurcht gebietenden Raumschiffe von Helemaii'nu in den Himmel. Manche mussten dazu vom Eis befreit werden, andere lagen unter umgestürzten Bäumen oder Erdrutschlawinen begraben, doch mit vereinten Kräften und der Macht der Überzeugung in den Köpfen legten die Alendei sie frei. Es ging schneller als sie je zu träumen gewagt hätten, denn der Geist der Vergangenheit führte sie. Der Geist ihrer Heimat.

Zweihundert in der Luft, meldete Leilanii, als Turanor und die anderen bei Helemaii'nu eintrafen.

Weitere folgen.

Sie hielt ein etwa zwei Handteller großes, dünnes Gerät in den Händen, das Talambraa als mobile Datenkonsole erkannte. Wo immer sie die Informationen hernahm, die das Teil ihr lieferte, sie waren zweifellos korrekt.

Wir schaffen es, sagte Talambraa. Leilanii nickte. Es gab nichts mehr zu sagen. Nichts mehr zu denken. Die Tatsachen sprachen für sich.

Talambraa hatte etwas Derartiges nie zuvor erlebt und auch nicht davon gehört. Gleichermaßen verblüfft und fasziniert saß sie da, betrachtete das Geschehen mit offenen Augen, offenem Herzen und offenem Geist, und *wusste* einfach, dass alles stimmte. Das alles seinen rechten, einzig helfenden Weg ging. So sicher, wie sie ihren Namen wusste. So sicher, wie sie noch vor Stundenfrist von ihrem eigenen, kurz bevorstehenden Ableben überzeugt gewesen war.

Doch derart morbide Gedanken waren nun fern – ihr und dem Rest der Alendei-Gemeinschaft. Im Gegenteil: Eine nahezu absurd anmutende Euphorie hatte die gesamte Spezies gepackt, Trauer in Enthusiasmus und Resignation in Mut gewandelt.

Wir wissen, was wir tun müssen, dachte die Heilerin. *Weil wir ein Teil dieser Welten sind und sie uns den Weg weisen. Die Anhänger der Planeten-These hatten recht, auch wenn ihre Argumente mitunter*

unglücklich überdramatisiert vorgebracht wurden: Unsere Wurzeln als Spezies liegen hier. *Helemaii'nu ist weit mehr als eine Heimat. Es ist uns so eigen geworden, als wäre es ein Körperteil, ein Organ, auf das wir nicht verzichten können.*

Leilanii nickte. *Wir heilen unsere Welten. Weil wir sie erschufen, wissen wir, wie. Turanor hat uns die Augen geöffnet, uns die Wahrheit gezeigt. Großer, edler Turanor.*

Talambraa sah, wie Leilanii schmunzelte, nein, strahlte! Sie strahlte über das ganze Gesicht.

*

Es geschah im All.

Die Zwillingsplaneten waren einander so nahe gekommen, dass allein der Versuch einem weiteren Selbstmord gleichkommen musste, doch längst schon ließ sich hier niemand mehr von Äußerlichkeiten aufhalten. Zielsicher und mit der vor ihnen liegenden Mission im Kopf steuerten die alendeischen Piloten ihre Schiffe auf die ihnen zugewiesenen Positionen, bezogen Stellung und warteten.

Energetische Blitze zogen über die Außenhüllen der Sichelraumer, schlugen mit ungeheurer Wucht Dellen in sie, rissen ganze Decks auf. Es machte nichts, spielte keine Rolle mehr, denn die Piloten wussten, worauf es ankam, und hatten von vorneherein nur die absolute Notbesatzung mitgenommen. Und die befand sich auf den Brücken, konzentriert über die Konsolen gebeugt. Einsatzbereit.

Jeder hier spürte den Rückhalt der Alendei auf den Planetenoberflächen. Egal, wo sie vor den Witterungsbedingungen Schutz suchten und den Stürmen, der Dürre und dem Eis trotzten, hatten sie in diesem einen Augenblick nur Gedanken für das Unterfangen über ihnen übrig. Den Rettungsversuch im All.

Nein, es ist kein Versuch, dachte Gandaaro und sah auf den Hauptmonitor seiner Brücke, wo die Zwillingswelten in einem wirren Geflecht aus physikalischen Kräften und energetischen Entladungen einander sekündlich näher kamen. *Der Begriff Versuch impliziert die Möglichkeit eines Scheiterns. Hier aber ist ein Scheitern ausgeschlossen.*

Es kam. Der Moment war da, in dem die ganze Alendei-Gemeinschaft wie ein Mann zusammenstand, die Gedankengemeinschaft mit der Zuversicht und dem Wissen flutete, die mit der Gewissheit fest verwurzelter Lebensmodelle und den

Erfahrungen der ersten und vielleicht wichtigsten Generation von Alendei gekommen waren: der Exinauten. Der Erst-Menschen-dann-Alendei, die diese Zwillingswelten erkannt, erfahren und ergänzt hatten.

Gandaaro spürte den Augenblick und wusste, was er zu tun hatte. *Jetzt!*, gab der Militär, der es sich nicht hatte nehmen lassen, die »Operation Kamior«, genannte Unternehmung persönlich zu leiten, den Befehl, auf den alle warteten.

Schon einen Sekundenbruchteil später sah er Resultate. Umgehend wurde die Anweisung umgesetzt, entstanden die Verbindungen zwischen den einzelnen Sichelraumern, die er auf seinem Monitor beobachten konnte. Der Tele-Ring entstand – neuer, stärker und besser positioniert als zuvor. Ein Ring, der die Zuversicht seiner Erschaffer widerspiegelte, wie Kamiors vorheriger die Angst eines ganzen Volkes verkörpert hatte. Ein Ring, sie zu einen.

Gleißend hell entstand er zwischen den Sichelschiffen, und in seiner Mitte tobte ein Wirbel aus frei gewordener Energie, ein starkes, finales Bollwerk gegen die Mächte der Gravitation und die immer enger werdende Ellipsenbahn, die die beiden Planeten einander so bedrohlich näher gebracht hatte.

Kräfte, unvorstellbar stark, kämpften gegeneinander an – Natur gegen Technik, Chaos gegen Ordnung, Gegenwart gegen die Stärke des Vergangenen, Bewährten –, *und es gelang!*

Kein Schiff kam zu Schaden, keinem Alendei wurde auch nur ein Haar gekrümmt. Nicht mehr.

Niemals mehr.

Es geschieht! Gandaaros Steuermann schien nicht zu wissen, ob er seiner Verblüffung oder seinem Triumphgefühl den Vorzug gewähren sollte. *Der Abstand verbreitert sich.*

Gandaaro sah es. Kilometer für Kilometer »schob« sich der so gefährlich nahe gekommene Planet wieder in seine Ursprungsbahn zurück, wandten die zwischen Helemaiu und Helemaii entfesselten Urgewalten die drohende Katastrophe in letzter Sekunde ab. Er sah es und spürte, dass es vorbei war.

Es dürfte noch Tage, Monate oder gar Jahre dauern, bis sich die Lage wieder normalisiert hatte und das Umweltchaos auf Helemaiu der Vergangenheit angehörte, doch es würde so kommen. Ohne jeden Zweifel. Sie hatten es geschafft.

Natürlich ließ sich getaner Schaden nicht wieder ungeschehen machen. Die Atmosphäre von Helemaii war größtenteils zerstört, die

Terraforming-Projekte würden wahrscheinlich Jahre benötigen, um den zweiten Planeten wieder bewohnbar zu machen.

Doch wir leben, dachte der Militärvertreter und nickte entschlossen. *Und das Leben findet immer einen Weg. Wir werden aufbauen, was zerstört wurde, umgestalten, was nicht reparabel ist, und uns anpassen, wo immer unsere neue alte Heimat es von uns verlangt. Sie wird es uns schon wissen lassen. So, wie sie es Taugenichts und Toto zeigte, damals.*

Er seufzte, ließ seine Gedanken zu Kamior wandern. Mit einem Mal war er dankbar für den Schmerz, den die Erinnerung an den Mitstreiter von einst in ihm weckte, bewies er doch, wie wichtig und wie real dieser gewesen war. *Du hattest recht, alter Narr*, dachte Gandaaro von den Alendei. *Vom ersten Tag an hattest du recht. Mit dem Tele-Ring, der Planeten-These – mit allem.*

Denn es hing alles zusammen. Heute wie zu Anbeginn.

Epilog – Heimat

STERNENFAUST, 30. November 2271

»Mir ist Ihre Entscheidung noch immer nicht ganz klar. Aber das gilt wohl für vieles, das mit den Alendei zu tun hat.«

Dana Frost stand hinter ihrem Schreibtisch im Bereitschaftsraum des Kommandanten und sah abwechselnd zu Izanagi Narada und Turanor.

Izanagi wirkte unglücklich. »Ehrlich gesagt, ich hatte gehofft, Turanor könnte noch einige Zeit auf der STERNENFAUST bleiben.«

»Auf der STERNENFAUST?«, rief Dana und verzog die Augenbrauen.

»Warum nicht?«, erwiderte Izanagi. »Gerade die jüngsten Ereignisse – so mysteriös ihre Hintergründe auch nach wie vor sein mögen – haben doch eindrucksvoll gezeigt, dass die Menschen und die Alendei ein und denselben Ursprung haben. Demnach wäre es für ein Schiff wie dieses nur von Vorteil, einen ständigen Vertreter der Alendei zu seiner Besatzung zählen zu können. Wir könnten viel voneinander lernen.« Dabei deutete er erneut auf Turanor, der regungslos in seinem Sessel vor Danas Schreibtisch ausharrte.

Dana seufzte.

Vielleicht bin ich zu alt, ging es ihr durch den Kopf. *Oder zu jung!*, fügte sie hinzu.

»Meine Sorge gilt vor allem der Gesundheit der Mannschaft. Auch um Ihre, Izanagi. Sie haben sich in der letzten Zeit sehr viel zugemutet.«

Der Japaner mit den auffällig frisierten Haarstacheln klopfte sich demonstrativ auf die Brust – und mühte sich sichtlich, sich den Schmerz nicht anmerken zu lassen, den die Berührung ihm ganz offensichtlich nach wie vor bereitete. »So gut wie neu«, log er. »Hat Doktor Tregarde selbst gesagt. Geben Sie mir noch ein paar Tage, und dann nehme ich es mit jedem von Colonel Yefimovs Marines auf, wenn es um Kondition und Ausdauer geht.«

Dana lächelte. »Sie muten sich gerne zu viel zu. Darüber werden wir bei Gelegenheit noch sprechen müssen, Izanagi!«

»Sie kennen doch sicher Admiral Taglieris Rede«, fuhr der ehemalige Christophorer fort. »Es gibt keine Raumfahrt ohne Risiken.

Doch sie ist und bleibt eine einzigartige Erfahrung.«

Taglieri. Gerade, als sie geglaubt hatte, aus diesem Mann schlau zu werden … »Sie sehen zu viel *GNA*, Izanagi.«

Er schmunzelte. »Man hat nicht wirklich viel zu tun, wenn einem vom Arzt Ruhe angeordnet und jegliche Form von Kampfsport verboten wird.«

»Also doch«, meinte Dana. »Von wegen ›so gut wie neu‹!«

Dana schloss für einen kurzen Moment die Augen und rieb sich mit den Fingern über den Nasenrücken. Die Alendei und die Menschen verband etwas. Und das »Auge des Universums« hatte ihr dieses Zeichen an der Wange verpasst, damit sie die Alendei retten konnte.

Ein kleiner Hinweis wäre allerdings nett gewesen, dann hätten wir uns viel Aufregung sparen können.

»Wenn ich es also richtig verstanden habe, möchte Turanor nicht zu seinem Volk zurück, sondern sich zunächst zurückziehen.«

»Ja«, bestätigte Izanagi. »Er zweifelt an sich und seiner Rolle als Anführer seines Volkes. Und er will die telepathische Gemeinschaft der Alendei nicht mit diesen Gefühlen verunsichern.«

»Ich dachte, Einsamkeit wäre das Schlimmste, was einem Alendei widerfahren kann.«

»So ist es auch, daher wird Turanors Exil auch nur vorübergehend sein.«

Dana nickte. »Sagen Sie Turanor, er ist stets willkommen auf der STERNENFAUST. Doch er ist auch Anführer eines großen Volkes, und ich – oder mein Nachfolger – können auf Dauer nicht für seine Sicherheit garantieren. Wenn ihm etwas zustößt, könnte es zu diplomatischen Konflikten führen. Und natürlich sorge ich mich auch um Sie, Izanagi. Sie sind die einzige Möglichkeit für Turanor, mit uns zu kommunizieren. Was, wenn Ihnen …«

Das Summen des Kom-Panels ihrer Konsole unterbrach sie. Dana öffnete die Augen, wandte sich der Benutzeroberfläche zu und fand das Emblem des Hohen Rates der Solaren Welten auf dem kleinen Monitor wieder. »Entschuldigen Sie mich kurz, Gentlemen«, bat sie.

Dana aktivierte das Kom-Panel und sah sich prompt dem finsteren Gesicht Vincent Taglieris gegenüber.

»Commodore Frost, ich grüße Sie«, sagte der Sizilianer. »Wie ich höre, haben Sie die Lage bei Helemaii'nu fest im Griff. Schön!«

Dana schüttelte den Kopf. »Ehrlich gesagt, weiß ich noch immer nicht ganz genau, was hier eigentlich vorgefallen ist.« *Oder mit mir,*

ergänzte sie in Gedanken und musste wieder an den bizarren Moment auf der Krankenstation denken, als Turanor ihr »Zeichen« berührte und damit … *irgendetwas* ausgelöst hatte.

»Das findet sich, Commodore.« Taglieri winkte ab. »Das findet sich schon. Früher oder später tut es das immer. Was zählt, ist allein das Ergebnis, und mit dem können wir wohl mehr als zufrieden sein.«

»Sie mit Sicherheit, Sir«, gab Dana amüsiert zurück. »Übrigens: herzlichen Glückwunsch!«

»Was? Ach so, das.« Er wirkte verwirrt. »Ja, danke, danke. Ich muss zugeben, dass ich mir selbst noch nicht ganz darüber im Klaren bin, auf was ich mich da eigentlich einlasse. Aber wie ich schon sagte: Auch das wird sich finden. Der Grund, weshalb ich mich melde, ist ohnehin ein anderer.«

Im Augenwinkel sah Dana, wie Izanagi überrascht die Brauen hob, und fragte sich, ob sie Taglieri bitten sollte, zu warten, bis sie ihre Besucher hinauskomplimentiert hatte. Doch Taglieri fuhr sofort fort: »Ich denke, Ihr Sabatical hat lange genug gedauert. Da ich wohl – bis auf Weiteres *anderweitig* gebraucht werde, steht die STERNENFAUST ohne Kommandanten da. Sie wissen nicht zufällig einen Commodore, der gerade wieder verfügbar ist?«

Dana kniff die Augen zusammen.

»Sir?«

»Ich glaube, Sie haben mich schon verstanden, Commodore«, gab Taglieri amüsiert zurück. »Zumindest lässt ihr verblüfftes Gesicht darauf schließen. Ich scheine in letzter Zeit ein echtes Talent dafür zu entwickeln, Leute aus der Fassung zu bringen. Also, was sagen Sie?«

»Heißt das, ich werde zum Admiral befördert?«, fragte Dana mit einem leichten Schmunzeln.

»Für einen Admiral sehen Sie noch ein wenig jung aus«, kam die Antwort. »Außerdem kann ich die Frage von Journalisten, warum die STERNENFAUST – anders als die anderen Star-Corps-Cruiser – von einem Admiral und nicht von einem Commodore befehligt wird, allmählich nicht mehr hören! Wird Zeit, dass sich daran etwas ändert.«

Commodore Dana Frost, Kommandant der STERNENFAUST.

Dana Frost, ein unsterblicher, verjüngter Commodore, zusammen mit einem ebenso jungen Captain mit Gedächtnis-Chip und einem ehemaligen Christophorer-Mönch mit Stachelfrisur und fast schon telepathischen Fähigkeiten.

Dann konnte das Abenteuer also beginnen.

ENDE



Anschlag auf den Konsensdom

von Stan Hamilton

Es klingt nach langweiliger Routine:

Admiral Vincent Taglieri soll auf Namban, der Heimatwelt der Starr, dabei sein, wenn im Konsensdom der Zugang zu neuen Goldenen Kuben in Transalpha freigegeben wird. Immerhin: Dort trifft er nach langer Zeit endlich wieder auf seine Freundin Savanna Dionga. Doch das Wiedersehen mündet in einer Katastrophe, denn es gibt einen

Anschlag auf den Konsensdom

* siehe Sternenfaust 142: »Der Tele-Ring der Alendei«

** siehe Sternenfaust 151: »Für die Menschheit!«

* siehe Sternenfaust 150: »Das Auge des Universums«

* siehe Sternenfaust 151: »Für die Menschheit!«

* Anfang 17. bis Mitte 19. Jahrhundert

* Bei Kelaari handelt es sich um ein biologisches Baumaterial, auf dem die gesamte Architektur Helemaii'nus basiert, siehe Sternenfaust 120: »Die Welten der Erdanaar«

* siehe Sternenfaust 139: »Jagd auf Nickie Berger«